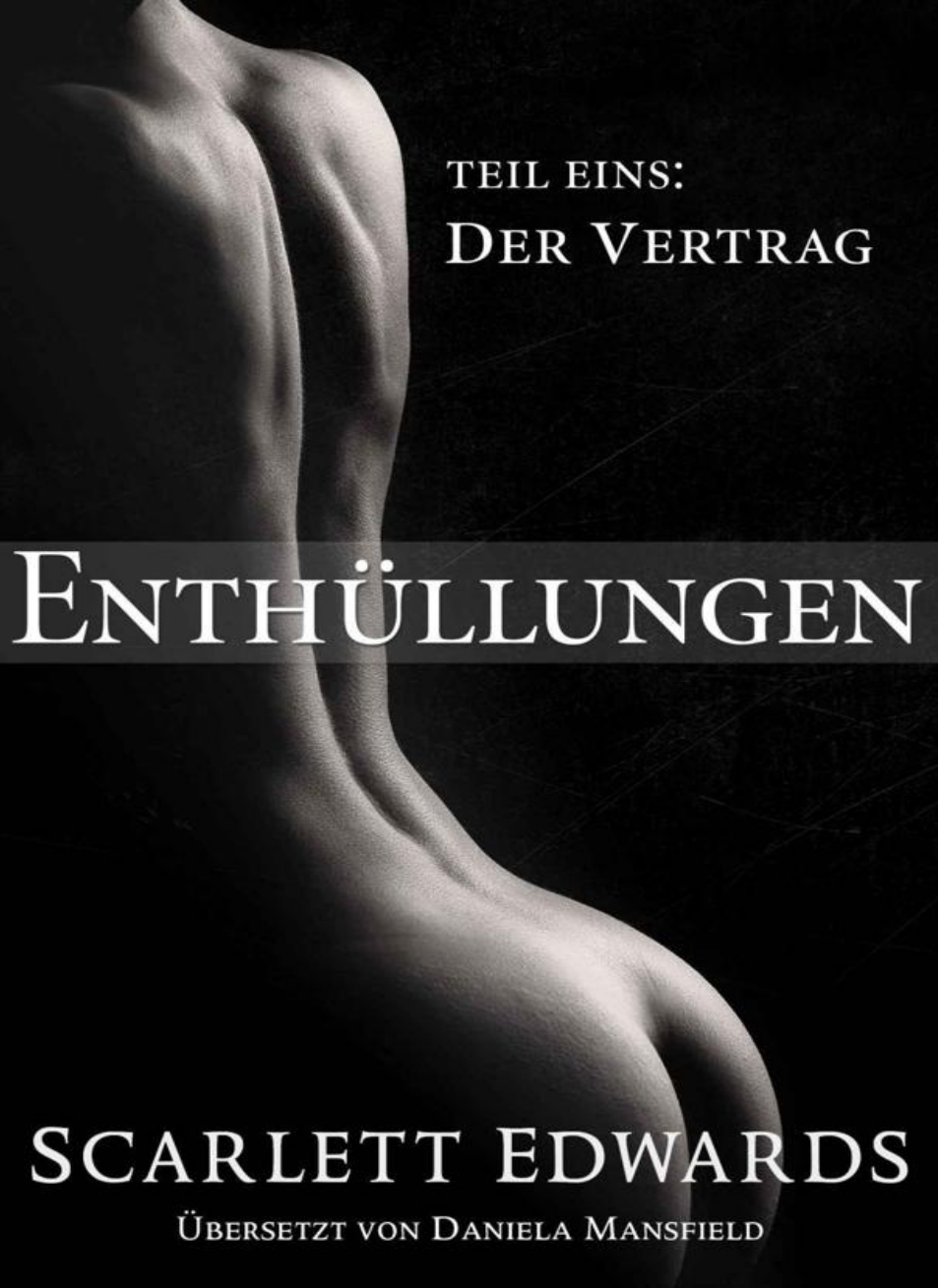




TEIL EINS:
DER VERTRAG

ENTHÜLLUNGEN

SCARLETT EDWARDS

ÜBERSETZT VON DANIELA MANSFIELD

Inhaltsverzeichnis

[Titelblatt](#)

[Prolog](#)

[Kapitel Eins](#)

[Kapitel Zwei](#)

[Kapitel Drei](#)

[Kapitel Vier](#)

[Kapitel Fünf](#)

[Kapitel Sechs](#)

[Kapitel Sieben](#)

[Kapitel Acht](#)

[Kapitel Neun](#)

[Kapitel Zehn](#)

[Kapitel Elf](#)

[Kapitel Zwölf](#)

[Kapitel Dreizehn](#)

[Kapitel Vierzehn](#)

[Kapitel Fünfzehn](#)

[Kapitel Sechzehn](#)

[Kapitel Siebzehn](#)

Kapitel Achtzehn

Epilog

Ende

Enthüllungen, Teil 2 erscheint am 20. April 2014.

Über Scarlett Edwards:

Über Enthüllungen, Teil 2:

Mailingliste für neue Veröffentlichungen:

Enthüllungen

von Scarlett Edwards

Übersetzt von Daniela Mansfield

Urheberrecht 2014 Edwards Publishing

Teil Eins: *Der Vertrag*

Buchbeschreibung:

Als ich in einem dunklen, unbekannten Raum erwache, habe ich keine Ahnung, was in den Schatten auf mich wartet. Meine Fantasie erfindet Dämonen der schlimmsten Art.

Die Realität ist noch schlimmer:

Ein Halsband ohne Leine. Ein Gefängnis ohne Mauern. Und ein Leben ohne Sinn.

Mir wird ein abscheulicher Vertrag vorgelegt, den ich unterzeichnen soll. Er fasst die Bedingungen meiner Knechtschaft zusammen. Die einzige Information, die ich über meinen Entführer habe, sind zwei kleine Buchstaben am Ende, die als Unterschrift dienen:

J.S.

Nur mit meiner Erinnerung bewaffnet, muss ich alles mir Mögliche tun, damit ich nicht in seine perversen Psychospiele verstrickt werde. Aber am Ende bleibt mir nur eine Wahl:

Widerstehen und sterben.

Oder mich unterwerfen und mit meiner Unterschrift
mein Leben abtreten.

Enthüllungen entfaltet sich über mehrere Bände
mit jeweils etwa 125 Seiten. Jeder Band ist eine
vollständig abgeschlossene Geschichte mit eigenem
Höhepunkt und Ende.

**Der zweite Teil mit dem Untertitel:
»Unterwerfung« ist ab dem 20. April 2014 erhältlich.**

Ein kurzer Hinweis der Autorin:

Zu Beginn des Buches gibt es einige Zeitsprünge, die Sie vielleicht verwirrend finden könnten. Halten Sie Ausschau nach den Daten unterhalb der Kapitelüberschriften, die Ihnen helfen werden, den Überblick zu bewahren.

Bedenken Sie, dass der Prolog in der Zukunft spielt, das heißt, er vermittelt Ihnen einen kleinen Eindruck davon, was noch passieren wird. Kapitel Eins beginnt mit der Geschichte in der Gegenwart, aus der Perspektive der Hauptfigur im Oktober 2013.

Prolog

(21. Dezember 2014)

»Lilly. Lilly, wach auf!«

Keine Antwort.

»Lilly.« Ein leiser Befehl. »Verdammt nochmal, Lilly, steh auf!«

Keine Antwort.

»Verlass mich nicht. Tu mir das nicht an. Nicht jetzt. Nicht jetzt. *STEH AUF!*«

Keine Antwort.

(Vierundzwanzig Stunden früher...)

Etwas Kühles und Nasses wird mir an die Lippen gehalten. Eine Flüssigkeit, zäh wie Öl, und doch süß wie

Honig.

Eine mütterliche Stimme flüstert in mein Ohr. »Schön langsam, Miss Ryder. Ihr Körper ist noch schwach. Kleine Schlucke, wie ein Kolibri.«

Wasser. Es ist Wasser. Ein Tropfen davon sucht sich seinen Weg in meinen Mund.

»Genau so«, ermutigt mich die liebenswürdige Frau.
»Genau so. Oh, Mr. Stonehart wird so zufrieden sein!«

Seinen abscheulichen Namen zu hören, rüttelt mich auf. Ich kneife meine Lippen zusammen, um das lebensspendende Nass zu verweigern.

»Miss Ryder, bitte. Bitte trinken Sie. Bitte, nicht aufhören. Oh, Miss Ryder...«

Das Schluchzen der alten Frau verliert sich, als die Dunkelheit mich umschließt.

(Zwei Wochen früher...)

Sein lustvolles Keuchen füllt meine Ohren.

»Ja«, bettele ich. »Ja. Gib's mir. Genau so. Schneller. Schneller!«

Jeremy erfüllt meine Bitte und verdoppelt die Geschwindigkeit seiner Stöße. Ich spüre, wie mein Orgasmus naht. Ich muss ihn nur zurückhalten. Nur noch ein wenig länger.

Ich greife in sein Haar und ziehe seine Lippen an meine heran, um seinen Mund mit meinem gierigen Kuss zu verschlingen. Ich weiß, Jeremy mag es nicht, wenn ich die Kontrolle übernehme. Aber klares Denken geht in der Hitze des Augenblicks verloren. Später wird das noch Folgen haben. Aber in diesem Moment ist mir das egal.

»Lilly. Lilly, ich komme...« Jeremys Worte verstummen und werden durch ein Brüllen ersetzt, welches seiner Kehle entweicht, als er in mich hinein schießt. Mein Körper akzeptiert ihn bereitwillig. So, wie ich es gelernt habe, lasse ich meinen Höhepunkt über mich hinwegspülen. Mein Innerstes ballt sich um seinen

Schwanz herum, und zitternde Krämpfe erfüllen meinen Körper.

(Sechs Monate früher...)

In der Dunkelheit verliere ich jegliches Zeitgefühl.

Mein Schlaf ist leicht. Mein Wachsein ist Elend.

Tief in mir wächst eine unbestimmte Sehnsucht. Das Verlangen nach Unterwerfung. Eine natürliche Bereitschaft, die mir von dem Wahnsinn eingebläut wurde, der meinen Verstand durchdringt. Ich spüre, wie sie zunimmt. Seine dämonische Form verschlingt mich, zehrt meine Kräfte auf und durchbricht meine Entschlossenheit.

Ein Ruf – nein, ein Schrei – erklingt in der kalten Stille der Nacht. Ich werfe meinen Kopf in die Richtung, aus der das Geräusch kommt.

Ist es überhaupt Nacht? Ich weiß es nicht.

Ich bin so müde. Ich bin so einsam. Ich bin dem
Zerbrechen nahe, und Wahnsinn überkommt mich.

In Momenten wie diesen wird der animalische Drang
nachzugeben nahezu unerträglich...

Kapitel Eins

Oktober 2013. Datum unbekannt.

(Heute)

Ein leises Zischen ähnlich dem Geräusch einer wütenden Katze reißt mich aus meinem Schlaf.

Ich öffne meine Augen und bin von rabenschwarzer Dunkelheit umgeben. Ich blinzele und versuche, mich zu orientieren. Eine vage Erinnerung formt sich in meinem Hinterkopf, aber sie ist zu weit weg, um nach ihr zu greifen.

Warum kann ich nichts sehen?

Mir stockt der Atem. Panik erfüllt meinen Körper, als mir die erschreckende Wahrheit klar wird.

Ich bin blind!

Ich krieche auf Händen und Füßen und greife in der Dunkelheit verzweifelt um mich. Ich suche nach etwas, *irgendetwas*, an dem ich mich festhalten kann.

Ein trübes Licht leuchtet an der Decke über mir auf.

Ich verspüre Erleichterung.

Ich plumpse zurück auf meinen Hintern und schließe meine Augen. Ich atme tief durch, um das Adrenalin in meinem Körper abzubauen. Als mein Herz nicht mehr ganz so schnell schlägt, öffne ich meine Augen wieder.

Das Licht ist heller geworden. Ich schaue zu seiner Quelle hinauf. Es ist weit über mir, wie eine dumpfe Miniatursonne. Es verbreitet eine kleine Lichtkugel um mich herum, vielleicht etwa drei Meter im Durchmesser. Darüber hinaus wird alles von der Dunkelheit verschluckt.

Eine quälende Erinnerung nagt an mir. Aber mein Kopf ist zu schwer, um sich zu erinnern. Ich fühle mich... merkwürdig. Ein bisschen, als hätte ich einen Kater, aber ohne das verräterische Pochen zwischen meinen Ohren.

Ich versuche, vorsichtig aufzustehen. Meine Glieder reagieren nur sehr langsam. Sie fühlen sich so schwer an, als wären sie in feuchten Lehm getaucht. Ich versuche, einen festen Stand zu erlangen. Erst als ich davon überzeugt bin, dass meine Knie nicht nachgeben werden,

spitze ich meine Ohren wieder in Richtung des zischenden Geräusches.

Es kommt von irgendwo hinter mir. Ich drehe mich um – und stoße mir fast den Kopf an einer strahlend weißen Säule.

Was zum Teufel?

Ich vergesse das Geräusch, als ich nach vorne greife und meine Finger vorsichtig über die Oberfläche der Säule gleiten lasse. Sie fühlt sich kühl an. Und glatt. Ich berühre sie mit der anderen Hand. Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, sie ist aus Marmor. Aber was macht eine einzelne, weiße Marmorsäule in der Mitte dieses Raumes?

Ich fühle, wie meine Erinnerung versucht, an die Oberfläche zurück zu gelangen, aber es ist fast so, als würde ich nach einem glatten, rutschigen Stein auf dem Boden eines Aquariums greifen. Immer, wenn ich glaube, dass ich ihn habe, rutscht er mir wieder durch die Finger und landet sogar noch weiter entfernt von mir.

Ich wandere in einem langsamen, gleichmäßigen Kreis um die Säule herum. Ich glaube, ich könnte sie nicht

einmal zur Hälfte umfassen, wenn ich meine Arme um sie herum ausstrecken würde. Irgendetwas in meinem Hinterkopf sagt mir, dass ich beunruhigt sein sollte. Ich schaue hinter mich und runzle die Stirn. Worüber? Einen dunklen Raum?

Nein, du Idiot. Über den Grund, warum du hier bist!

Meine Augen weiten sich. Der Grund, warum ich hier bin? Ich kann... ich kann mich nicht erinnern.

Ich zucke zusammen und lege eine Hand an meine Schläfe. Warum habe ich solche Probleme, mich zu erinnern?

Ich schnappe nach Luft, als mich ein zweiter grauenhafter Gedanke durchfährt. Habe ich mein Gedächtnis *verloren*? Leide ich unter... Amnesie?

Ich sinke mit der Säule im Rücken auf den Boden. Verzweiflung setzt ein. Ich halte meinen Kopf zwischen meinen Knien und schließe die Augen, um mich zu konzentrieren.

Ich heiße Lilly Ryder. Ich wurde am 17. Mai 1990 in

Cambridge, Massachusetts geboren.

Meine Augen öffnen sich. Freudentränen steigen in mir hoch. Ich *erinnere* mich! Ich atme tief ein und versuche es weiter.

Ich wurde von meiner Mutter großgezogen. Meinen Vater kenne ich nicht...

Plötzlich kommen alle meine Kindheitserinnerungen zu mir zurück. Wie wir immer hin- und hergezogen sind. Niemals länger als sechs Monate an einem Ort geblieben sind. All die Städte, in denen ich gelebt habe. All die Wohnungen, die meine Mutter und ich »Zuhause« genannt haben. Selbst ihre vielen Freunde, die sich die Klinke in die Hand gaben. *Da waren Dave und Matthew. Tom und Steve. Da waren....*

Ich schüttele den Kopf, um damit aufzuhören. Ich zweifle nicht mehr an meinem Erinnerungsvermögen. Aber das erklärt immer noch nicht, warum ich mich überhaupt nicht an diesen Ort erinnern kann, oder wie ich hierher gekommen bin.

Ich drücke mich vom Boden ab zurück nach oben. Das

Licht über mir ist zunehmend heller geworden. Der kleine Lichtkegel fühlt sich nicht mehr so eng an. Ich schaue an der Säule entlang nach oben. Aufgrund des Lichts kann ich nicht erkennen, wo sie endet. Aber ich kann sehen, dass sie hoch ist, mindestens sieben, vielleicht sogar acht Meter...

Ihre Oberfläche hat außerdem etwas an sich, das mich anzieht. Meine Hände sehnen sich danach, den glatten Stein zu berühren. Ich fange an zu lachen, als ich mir vorstelle, wie ich sie streichle. Die Säule sieht wie ein Phallussymbol aus.

Ich schwanke bei dem ungewohnten Gedanken und lehne mich gegen die Säule, um meine Balance wiederzufinden.

Konzentrier dich, Lilly! ermahne ich mich selbst.

Ich habe keine Ahnung, wo dieser Gedanke herkam. Ich war noch nie übermäßig an Sex interessiert.

Nichts kommt mir richtig vor. Der Nebel, in dem meine Gedanken gefangen sind, beginnt, sich zu heben, aber immer noch nicht genug, um zu verstehen oder mich zu

erinnern, wo zum Teufel ich bin. Diesen Ort kenne ich nicht. Soviel ist mir klar. Aber im Moment fühle ich mich fast wie ein Patient, dessen Narkose langsam abklingt: geistig hellwach, aber körperlich noch beeinträchtigt.

Ich kehre zu meinen Erinnerungen zurück. Ich kann mich an meine High School erinnern. Ich erinnere mich ans College. Dort habe ich die letzten drei Jahre meines Lebens verbracht, oder? Ja. Ja, das stimmt.

»Hallo?«, rufe ich. Meine Stimme hallt in der mich umgebenden Dunkelheit. »Ist da jemand?«

Ich warte auf eine Antwort. Alles, was ich bekomme, ist das dumpfe Echo meiner eigenen Stimme.

...da jemand, mand, mand, mand...

Ich habe die letzten drei Jahre am College verbracht... aber ich glaube nicht, dass ich dort im Augenblick bin. Nein. Ich schüttele den Kopf. Ich *weiß*, dass ich dort nicht bin. Meine Erinnerung verschwimmt immer mehr, je mehr ich versuche, mich an die unmittelbare Vergangenheit zu erinnern. Die Zeit kommt mir... verzerrt vor. An das erste Jahr kann ich mich gut erinnern. Ebenso an das zweite und

an die meiste Zeit des Vorstudiums, aber alles verschleiert zum Ende hin.

Ich... habe mein Vorstudium beendet, oder? Ja. Ja, das habe ich. Und dann...

Und dann habe ich im Sommer im fernen Kalifornien ein Praktikum gemacht, erinnere ich mich mit einem weiteren Atemzug.

Plötzlich ist mein Verstand glasklar. Diese drückende Erinnerung rast zurück in mein Gedächtnis. Sie ist von gestern. Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist, dass ich allein in einer Nische in einem eleganten Restaurant saß. Der Kellner brachte mir ein Glas Wein. Ich nahm ein paar Schlucke, während ich über meine Zukunft nachdachte...

Oh mein Gott! Angst schnürt sich wie ein Würgegriff um meinen Hals.

Das Restaurant. Der Wein.

Mir wurden Drogen in den Wein gemischt!

Ich kann nicht atmen. Eine drückende Enge schnürt meinen Hals zusammen. Mir ist schwindelig, ich habe

Angst, und vor allem... schäme ich mich.

Verdammte Scheiße, Lilly, toll, wie du auf dich selbst aufpassen kannst! Mein halb-ärgerlicher innerlicher Dialog endet mit einer großzügigen Portion Sarkasmus.

Mir waren schon immer die Gefahren bekannt, die von kranken Männern ausgehen, welche auf ahnungslose Mädchen Jagd machen. Ich hätte nur nie gedacht, dass ich jemals ein Opfer werden könnte.

Ich lebe schon seit meinem achtzehnten Lebensjahr allein, nachdem ich mich total mit meiner Mutter überworfen habe. Ich war immer stolz darauf, wie gut ich zurechtkam. Sogar die schäbigen Löcher, in denen ich gelebt habe, während ich fürs College gespart habe, waren eine Verbesserung gegenüber dem Leben mit ihr und ihren zwielichtigen Freunden. Zumindest war ich unabhängig.

Ich habe mich mit Vermietern rumgeschlagen, die nebenbei Drogen verkauften, und mit den Junkies, die sie dadurch anziehen. Ich wurde immer als unabhängig und stark angesehen – vielleicht sogar so sehr, dass ich abschreckend wirkte. Aber ich musste so werden, um

überleben zu können.

Und all das hat mich wohin gebracht? *Hierhin?* Einmal nur bin ich unachtsam und lande... *hier?*

Wo auch immer »hier« ist, denke ich.

Der Schock der Offenbarung hat sich ein wenig gelegt. Ich drücke mich von der Säule ab. Ich muss das hier durchschauen. Ich atme tief ein und schaue auf meine Hände und Füße. Ich bin nicht gefesselt. Ich sehe mir meine Kleidung an. Es ist dieselbe, die ich gestern Abend getragen habe.

Weißt du, was dort in der Dunkelheit lauert?

Ich verdränge die lästige Stimme. Ich brauche nicht noch mehr Sorgen. Nicht jetzt.

Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen und bewege mich zu dem äußeren Rand des Lichts. Das seltsame Zischen hat aufgehört. Ich weiß nicht, wann das passiert ist. Vielleicht war es die ganze Zeit über nur in meinem Kopf.

Ich strenge meine Augen an und versuche, die mich

umgebende Dunkelheit zu durchdringen. Es ist unmöglich. Ich strecke eine Hand nach vorn und greife nach nichts als Luft. So weit von der Säule entfernt kann ich nur schwer meine ausgestreckte Hand erkennen.

»Hallo?«, versuche ich es erneut. »Wer ist da?«

Ich bekomme keine Antwort.

Was für ein Verrückter würde so etwas tun?, frage ich mich. Was verbirgt sich in den Schatten?

Ohne Warnung beginnt meine Phantasie durchzugehen. *Foltergeräte? Fesseln? Etwas... noch Schlimmeres?*

Schluss damit!, ermahne ich mich selbst.

Ich weigere mich, der Verzweiflung anheim zu fallen, selbst wenn sich mein gesamter Selbsterhaltungstrieb in höchster Alarmbereitschaft befindet. Wer auch immer mich hierher gebracht hat, will genau das erreichen.

Ich werde dem nicht erliegen.

Ich schaue nach unten auf den Boden. Er besteht aus irgendeinem teuren Stein. Ich knie mich hin und streiche mit meiner Hand über die großen, quadratischen Fliesen.

Sie fühlen sich massiv an. Robust. Nichts, was man in einem schmutzigen Keller oder einem verschmutzten Lager finden würde.

Irgendwie verleiht mir dieser Gedanke Kraft. Es sieht nicht ganz so schlecht aus, wie ich zunächst dachte.

Ich stehe auf und schaue in die Dunkelheit. Ich blicke zurück auf die Sicherheit meiner Säule. Wenn ich mich jenseits des Lichts begeben, kann ich immer wieder zurückfinden.

Beweg dich langsam, warne ich mich selbst. Wer weiß, was da draußen auf mich wartet?

Ich habe diese Horrorfilme gesehen. Nur weil ich nicht das Gefühl habe, mich in einem Kerker aufzuhalten, heißt das nicht, dass ich mich nicht auch in einem *befinde*.

Zögernd setze ich meinen Fuß über den Rand.

Tausend grelle Lichter fluten den Raum. Ich schnappe nach Luft und weiche zurück, während ich instinktiv meine Augen abschirme.

Nach ein paar Sekunden senke ich meinen Arm und

blinzele durch den scharfen Schmerz hindurch, der durch meinen Kopf schießt. Ich stöhne auf. *Auch noch lichtempfindlich?*

Dann sehe ich den Raum.

Ach du Scheiße.

Er ist riesig. Gewaltig. Er muss aus mindestens fünfhundert Quadratmetern makelloser, ebener Fläche bestehen. Ich befinde mich genau in der Mitte.

Die Lichter scheinen von eingebauten Deckenleuchten hoch über mir herunter. Drei der Wände, weit von mir entfernt, sind mit abstrakten schwarz-weißen Bildern dekoriert, die mit schwungvollen Pinselstrichen erstellt wurden. Die vierte Wand wird von einem schweren roten Vorhang verdeckt. Der gesamte Boden besteht aus cremig-weißen Fliesen, die mich an warme Milch erinnern.

Die Decke befindet sich so hoch über mir, dass ich mir fast wie in einer Kathedrale vorkomme. Sie wurde aus edlen dunklen Eichenbalken gefertigt.

Aber dieses ist keine Kirche.

Ich drehe mich langsam im Kreis. Etwas stimmt an dem Ganzen nicht.

Hier ist etwas ganz furchtbar falsch.

Warum bin ich hier? Was befindet sich hinter dem Vorhang? Außer der riesigen Säule und den Bildern ist nichts in diesem Raum zu finden.

Wenn ich hier gefangen gehalten werde, warum bin ich dann nicht gefesselt? Warum so viel Platz für mich verschwenden?

Ich halte meine Hände an meinen Mund und rufe.

»HEY! Irgendjemand? Wo bin ich?«

Wie das letzte Mal werde ich von Stille begrüßt.

Ich schaue mich noch einmal vorsichtig um. Wenn ich hier hineingekommen bin, muss es auch einen Weg hinaus geben.

Mein Blick fällt auf den Vorhang.

Dahinter.

Ich bewege mich darauf zu. Meine nackten Füße

klatschen entschlossen auf den kalten Boden. Ich bin noch nicht einmal zehn Schritte in die Richtung des Vorhangs gegangen, als ich ein kurzes Ziehen an meinem Knöchel spüre.

Ich halte an und schaue nach unten. Ich entdecke eine Schnur, die lose um meinen Fuß gebunden und so dünn ist, dass sie fast durchsichtig ist. Das andere Ende ist am Fuß der Säule befestigt.

Ich beuge mich hinunter und befühle sie.

Was in aller Welt ist das?

Die Schnur sieht so aus, als sollte sie bei dem aller kleinsten Kraftaufwand reißen. Ich wickle meine Hände darum und ziehe.

Sie gibt nicht nach.

Ich runzle die Stirn und ziehe ein wenig stärker.

Dieses Mal reißt sie sauber durch.

Ich schüttele den Kopf, als ich mich wieder aufrichte.

Seltsam.

Ich habe fast erwartet, dass etwas passieren würde.
Alarmsirenen, die Lichter gehen aus, irgendetwas.

Nichts.

Dann bemerke ich einen kleinen weißen Umschlag, der an der Säule lehnt. Genau dort, wo die Schnur befestigt ist. Er passt sich so gut an den Marmor an, dass ich ihn mit Sicherheit übersehen hätte, wenn die Schnur nicht gewesen wäre.

Mein Vorhaben ist für den Augenblick in Vergessenheit geraten, und ich hebe den Umschlag auf. Vielleicht wird er mir einen Hinweis darauf geben, was zum Teufel hier los ist.

Er ist aus schwerem Papier und wird von einem Wachssiegel verschlossen, welches eine zwei-gesichtige Theatermaske darstellt, die ich unter allen Umständen ziemlich scheußlich finden würde.

Das einzige Mal, dass ich einen mit Wachs versiegelten Umschlag gesehen habe, war, als mein Ex von der Geheimorganisation »Spade and Grave« in Yale eingeladen wurde. Ich kann die Notwendigkeit für

antiquierte Bräuche in New Haven verstehen. Aber hier macht das keinen Sinn.

Mein Finger rutscht unter den Verschluss, und ich öffne ihn vorsichtig. Eine Vorahnung von drohendem Unheil umgibt mich, als ich den gefalteten Brief aus dem Umschlag nehme.

Ich starre ihn für eine lange Minute an. Dies ist alles so unwirklich. Es fühlt sich so an, als wäre ich in einem schlechten Traum gefangen. Ich scheine mich direkt in die Hände meines Entführers hineinzubegeben.

Meine natürliche Neigung zu widerstehen, mich zu wehren, sagt mir, das Blatt Papier zu zerreißen, ohne einen weiteren Blick darauf zu werfen. Aber das wäre Wahnsinn. Es könnte den einzigen Anhaltspunkt über meinen Aufenthaltsort enthalten.

Mein Wissensdrang gewinnt die Oberhand. Ich setze mich auf den Boden, verschränke meine Beine und falte das Blatt langsam auseinander.

Der Brief wurde in flinker, fließender blauer Tinte handgeschrieben. Die Zeilen sind perfekt über die Seite

verteilt. *Präzision* ist das erste Wort, das mir in den Sinn kommt, um den Besitzer der Handschrift zu beschreiben.

Ich lege das Blatt vor mir auf den Boden, lehne mich nach vorn und fange an zu lesen.

Zwei Dinge erfordern Deine sofortige Aufmerksamkeit.

- 1. Vielleicht gehst Du fälschlicherweise davon aus, dass Du gegen Deinen Willen hier festgehalten wirst. Nichts könnte der Wahrheit weniger entsprechen. Du bist ein Gast. Als ein Gast ist es Dir möglich, mein Haus jederzeit zu verlassen. Die Tür hinter dem Vorhang wird während Deines Aufenthaltes offen bleiben. Es gibt keine erwähnenswerten physischen Barrieren – ich würde Dir allerdings raten, diesen Brief zu Ende zu lesen, bevor Du Entscheidungen triffst, die auf einem unzureichenden Verständnis Deiner Situation beruhen.*

2. *Du hast vielleicht schon die neue Verzierung um Deinen Hals bemerkt. Wenn ja, gut gemacht! Ich applaudiere –*

Verzierung? Ich höre auf zu lesen. *Was für eine Verzierung?*

Ich greife mit meinen Händen an meinen Hals. Ich fühle das ungewohnte Objekt auf meiner Haut. Warum habe ich das bisher nicht bemerkt?

Ich husche näher an die Marmorsäule heran, um mein Spiegelbild auszumachen. Ich kann nicht viel sehen, aber ich kann die »Verzierung« erkennen. Es ist ein schwarzes Halsband. Ich berühre es mit einer Hand.

Es ist glatt und flach. Es besteht aus einer Art mattiertem Kunststoff, wie die Ecken eines Computer-Bildschirms. Es fühlt sich nicht eng oder unbequem an.

Aber es ängstigt mich. Wenn es eine Erwähnung in dem Brief verdient, muss es eine Bedeutung haben. Ich muss es loswerden.

Meine Finger tasten die Ränder ab, um nach einem Verschluss zu suchen.

Ich finde keinen.

Das Halsband ist innen und außen glatt. Es fühlt sich wie ein einziges Stück Plastik an. Ich fühle mit einem Finger den Rand der Innenseite ab, und nachdem ich keine Unebenheiten gefunden habe, tue das gleiche mit der Außenseite. Und wieder kann ich nichts entdecken.

Es gibt keinen Riss, keine Kante, keinen Hinweis darauf, wie es um meinen Hals herum befestigt wurde.

Ich quetsche all meine Finger zwischen meine Haut und den Kunststoff und ziehe mit all meiner Kraft. Das Halsband dehnt sich ein ganz kleines bisschen, reißt aber nicht.

Verdammt! Ich schreie auf und versuche es erneut.

Ich ziehe mit all der Kraft, die Gott mir gegeben hat. Es ist nicht genug. Ich versuche es nochmal und nochmal und nochmal.

Nichts.

Ich merke, dass ich inzwischen keuche. Die Anstrengung bringt mich fast zum Hyperventilieren.

Ich senke meine Hände. Es ist einfach nur ein dummes, harmloses kleines Stück Plastik. Warum ist es mir so wichtig, es loszuwerden?

Weil die Vorstellung, dass irgendetwas Fremdartiges deine Haut berührt, widerlich ist.

Die Stimme hat Recht, wie immer. Aber was kann ich tun? Das Halsband ist mit Sicherheit ein Teil des Psychospiels, bei dem ich ein unwissender Teilnehmer bin. So zu reagieren, wie ich es gerade getan habe, ist wahrscheinlich genau das, was mein Entführer will. Er – und ich bin mir jetzt sicher, dass es ein »er« ist, nach der Formulierung des Briefes zu urteilen – will, dass ich Angst verspüre.

Ich werde ihm diese Freude nicht machen. Ich kehre zu dem Brief zurück und lese weiter.

...Deinem Scharfsinn! Du solltest jedoch wissen, dass es sich um kein normales Halsband handelt. Es enthält einen kleinen Positionsmelder und zwei Elektroden.

Diese werden aktiviert, sobald Du Deine zugewiesene Schutzzone verlässt.

Die Schnur um Deinen Fuß gibt Dir eine konservative Abschätzung, wie weit Du Dich von der Marmorsäule entfernen darfst. Geh nicht zu weit, und Dir wird nichts geschehen. Ich habe mir sagen lassen, dass der elektrische Schock, der von dem Halsband ausgeht, zwar nicht tödlich ist, aber sehr unangenehm sein kann.

Verdammte Scheiße!

Mein Rücken streckt sich, und ich vergesse zu atmen. Jetzt hat das Halsband eine Bedeutung. Es fühlt sich wie eine lebendige Schlange um meinen Hals herum an.

Meine Augen sind weit geöffnet, als ich nach unten auf meinen Fuß blicke. Die Schnur ist immer noch dort, aber sie ist nicht mehr mit dem anderen Stück verbunden, welches an der Säule befestigt ist.

Ich habe sie wie ein Trottell zerrissen.

Wie weit traue ich mich zu gehen? Ich werde die Enden der Schnur wieder verknoten müssen – es sei denn, ich finde zuerst einen Weg, wie ich das Halsband loswerden kann.

Mir kommt ein neuer Gedanke.

Vielleicht ist dies alles nur ein Bluff? Enthält das Halsband wirklich eine Elektrode? Es ist so dünn. Wo würde sie den Strom hernehmen?

Ich stehe auf. Angenommen, das Halsband *ist* manipuliert und die Säule ist der Mittelpunkt... aber das ist nur das, von dem *er* will, dass ich es glaube, oder? Der Brief behauptet, dass sich eine Tür hinter dem Vorhang befindet. Das könnte mein Weg in die Freiheit sein. Ich müsste ein Idiot sein, wenn ich hier nur rumstehen würde, ohne meine Grenzen selbst zu erkunden.

Ich kann nichts von dem glauben, was in dem Brief steht. Aber ich darf auch nicht verzweifeln. Meine einzige Chance ist, alles in Frage zu stellen, was mir entgegengeworfen wird. Wenn dies hier ein Willenskampf sein soll, hat der Kerl sich das falsche Mädchen

ausgesucht.

Ich hebe den Rest der Schnur auf und halte ihn in meiner Hand. Ich stelle mich mit erhobenem Kopf und dem Gesicht zu dem langen, zugezogenen Vorhang hin. Meine freie Hand würde gern an dem Halsband ziehen, aber ich beherrsche mich. Wenn mein Entführer mich beobachtet – und ich bin mir sicher, dass er das tut, denn ich bin davon überzeugt, dass überall um mich herum Kameras versteckt sind – werde ich ihm nicht die Genugtuung geben, mich zögern zu sehen.

Ich atme tief ein und gehe in Richtung Vorhang. Meine Schritte sind selbstbewusst und zielstrebig. Ich werde nicht zögern. Ich werde nicht umkehren. Die Angst vor einem kleinen Stromschlag wird mich nicht davon abhalten, die wahren Grenzen dieses Gefängnisses zu erkunden.

Die Schnur spannt sich, und ich halte an.

So weit, so gut.

Es sind die nächsten paar Schritte, die alles entscheiden werden.

Ich werfe einen kurzen Blick auf den Boden, um mir meine Position zu merken. Er erwartet also von mir, dass ich mich in einem unsichtbaren Käfig aufhalte? Einem Käfig bestehend aus nichts als meiner Fantasie?

Klar! Pech gehabt.

Ich lasse die Schnur fallen und trete einen ganzen Schritt nach vorn.

Nichts passiert.

Ich riskiere noch einen.

Nichts passiert.

Mein Mundwinkel verzieht sich zu einem ganz leichten Lächeln. Ich habe seinen Bluff durchschaut. Aber ich bin noch nicht am Ziel. Die verschleierte Wand ist immer noch etwa dreißig Schritte von mir entfernt.

Ich trete noch zwei weitere Schritte nach vorn, und als nichts passiert, beginne ich, mich ein wenig zügiger zu bewegen.

Mein Marsch wird von einem stechenden kleinen elektrischen Schock unter meinem linken Ohr

unterbrochen.

Ich erstarre und warte auf mehr.

Nun, schau an.

Es sieht so aus, als ob das Halsband doch Biss hat. Als ein zweiter Stromschlag ausbleibt, verwandelt mein Lächeln sich in ein zufriedenes Grinsen. Ich *wusste*, dass das Halsband niemals genug Energie haben könnte, um mir wehzutun. Wo sollte die Batterie versteckt sein?

Außerordentlich zufrieden mit mir, setze ich meinen Weg in Richtung Vorhang und das Versprechen auf Freiheit fort.

Der gewaltige Stromschlag trifft mich aus heiterem Himmel. Eine Sekunde stehe ich auf meinen Füßen, in der nächsten krümme ich mich auf dem Boden.

Der Strom ergießt sich über mich. Ich zappele hin und her wie ein Fisch auf dem Trockenen. Heftige Krämpfe durchzucken meinen Körper. Und alles, was ich spüre, sind Schmerzen, Schmerzen, *Schmerzen*.

Ich kann den Ursprung dieser Stromschläge ausmachen,

er liegt eng um meinen Hals herum. Gegen diesen Angriff bin ich machtlos. Mein Kopf zuckt auf dem Boden hin und her, wobei meine Haare mir ins Gesicht fallen. Ich kann einen hohen, kreischenden Ton wahrnehmen und hoffe verzweifelt, dass dieses erbärmliche Geräusch nicht von mir stammt.

Meine Augen rollen nach oben, und alles um mich herum wird schwarz.

Kapitel Zwei

Ich erwache mit einem Keuchen und schieße nach oben.

Wasser. Ich brauche Wasser!

Als mein taumeliges Gehirn beginnt, meine Umgebung zu erkennen, muss ich mich übergeben. Ich kann den Reflex nicht unterdrücken. Ich drehe mich auf die Seite und fange an zu würgen. Ich übergebe mich, bis ich meinen gesamten Mageninhalt ausgespeit habe. Aber das reicht mir immer noch nicht. Mein Innerstes zieht sich weiter zusammen, obwohl ich nichts mehr zu erbrechen habe. Und wieder und wieder und wieder.

Galle brennt in meiner Kehle. Tränen strömen mir übers Gesicht. Mein Rücken ist in Schweiß gebadet. Ich fühle mich so schwach. So erbärmlich. Der verfaulte Geruch bringt mich zum Würgen, und ich übergebe mich noch einmal. Es kommt mir so vor, als würde mein Magen sich umkrepeln. Mein Inneres *schmerzt*.

Als der letzte Krampf vorüber ist und ich mir sicher bin, dass ich das Schlimmste überstanden habe, falle ich auf die Seite. Ich ziehe meine Beine an und rolle mich in einem kleinen Ball zusammen, während ich meine Arme fest über meiner Brust verschränke. Dies ist die schützendste Position, die ich kenne.

Der Gestank meines Erbrochenen ist überall um mich herum. Er ist so durchdringend, dass ich fast wieder anfangen, mich zu übergeben. Ich rolle mich auf die andere Seite, um dem Geruch zu entkommen.

Ich bin schockiert, als ich die Marmorsäule nur einige Zentimeter von meiner Nase entfernt entdecke. Ich war so weit von ihr weg, als ich das Bewusstsein verloren habe...

Das heißt, dass jemand hier gewesen ist, um mich zurückzubringen.

Noch abstoßender als der Gestank ist der Gedanke, dass der Verfasser des Briefes mich angefasst hat. Ich beginne zu weinen. Was hat er mir noch angetan, während ich bewusstlos war?

Meine Bluse ist von Schweiß vollkommen durchnässt. Meine Wangen sind mit Tränen übersät. Ich kann mich dem Geruch nicht entziehen. Durch meinen Mund zu atmen ist auch nicht viel besser. Das lenkt die Aufmerksamkeit nur auf den Geschmack von Erbrochenem auf meiner Zunge.

Es ist ein Wunder, dass ich mir noch nicht in die Hose gepinkelt habe.

Beherrsche dich. Ich bin dem nicht gewachsen. Ich werde hiermit nicht fertig.

Doch, meldet sich eine starke Stimme in mir. Du hast das schon einmal geschafft. Erinnerst du dich?

Ich schließe meine Augen und lasse mich an einen Ort treiben, an dem der Schmerz nicht so schlimm ist...

(Elf Jahre früher)

Es ist Sommer. Ich bin zwölf. Meine Mutter und ihr Freund sind zum Sommerhaus am See gefahren. Ich

erkunde den naheliegenden Wald. Hier draußen kann ich sein, wer ich will.

Ich stelle mir vor, ein berühmter Forscher zu sein, der zum ersten Mal ein neues Land entdeckt. Die Bäume da drüben tragen exotische Früchte, die himmelblau sind und nach Karamell schmecken. Die Büsche auf der anderen Seite des Feldes beherbergen eigentlich einen Fuchsbau. Die Füchsin hat fünf Welpen von ihrem letzten Wurf, um die sie sich kümmern muss. Die Welpen sind ständig hungrig, daher lebt die Füchsin hier, um ihren Nachwuchs mit den Früchten zu füttern.

Ich beginne, eine kleine Anhöhe hinauf zu klettern, wobei ich über Felsen stolpere, um zum Gipfel zu gelangen. Das Tal auf der anderen Seite wird voll von wunderschönen Blumen sein. Ich weiß es einfach. Ich erreiche den Gipfel...

...und bin überrascht, als ich in der Ferne ein seltsames Gebilde aus Stein bemerke.

Ich lasse den Stock fallen, den ich als Wanderstab benutzt habe, und laufe zu dem Gebäude hinüber. Auf

etwas *Wirkliches* wie dieses zu stoßen eröffnet ungeahnte Möglichkeiten!

Meine kleinen Füße bringen mich schnell zum Ziel, die Sandalen klatschen auf den Boden. Ich halte direkt vor dem Gebäude an.

Es ist groß. Und sieht beängstigend aus. Ich bin mir sicher, dass seit Jahren niemand hier war. Die Steine bilden drei solide Wände, ein bisschen wie ein Haus. Die vierte Wand ist durch einen umgefallenen Baum nach innen hin eingebrochen. Ein Dach sehe ich nicht.

Wer würde in einem Haus ohne Dach leben wollen? Würde man nicht nass werden, wenn es regnet?

Ich gehe einmal um das Gebäude herum. Auf der anderen Seite befindet sich eine schwere Tür. Sie ist verrottet und rührt sich kein Stück, als ich an ihr rüttele. Das ist okay – ich habe nicht erwartet, dass es einfach sein würde, hinein zu gelangen.

Ich schaue auf die Spielzeuguhr aus Plastik, die ich auf der Geburtstagsfeier meiner besten Freundin bekommen habe. Sie zeigt zwölf Minuten vor sechs an. Meine Mutter

hat mir gesagt, ich solle um acht wieder zurück sein. Ich habe noch viel Zeit.

Ich stehe dort und schaue mir die eingestürzte Mauer an. Mein Blick fällt auf den Baumstamm. Wenn ich dort hinaufklettere, kann ich vielleicht einen Weg hinein finden. Wer weiß, welcher *wahre* Schatz dort auf mich warten könnte?

Ich verwende die freigelegten Wurzeln als Tritte und klettere auf den Baumstamm hinauf. Er ist breit, und es ist einfach, sich auf ihm fortzubewegen – sogar in Sandalen. Ich hatte immer gedacht, dass Sandalen zum Erforschen ungeeignet wären, bis mir klar wurde, dass ich Bäche überqueren kann, ohne mir Sorgen darüber machen zu müssen, dass ich nasse Socken bekäme.

»Wow«, sage ich, als ich zum ersten Mal über die Mauer blicke. Das Haus hat einen schmutzigen Boden, und in einer Ecke steht ein alter Tisch. Ich sehe einen Stuhl mit einem fehlenden Bein. An der gegenüberliegenden Wand liegt eine kleine Matte, etwa so groß wie ein Bett. Genau dort, wo der Baum hingefallen ist, sind die Überreste

eines Kamins zu erkennen.

Ich knie mich hin und greife nach einem Ast. Im Gegensatz zu anderen Mädchen habe ich noch nie Angst davor gehabt, mir einen Kratzer zu holen oder ein bisschen schmutzig zu werden. Höhen sind keine große Herausforderung für mich. Meine Mutter sagt, ich hätte diese Unerschrockenheit von meinem Vater geerbt. Ich vermute, dass das stimmt, da sie immer total ausrastet, wenn ich schmutzig und mit blauen Flecken nach Hause komme, nachdem ich stundenlang mit den Jungs der Nachbarschaft gespielt habe.

Meine Mutter hat mich einmal gefragt, warum ich nicht öfter mit Carrie spielen würde, der Tochter ihrer Freundin.

»Jungs tun all die Sachen, die Spaß machen«, sagte ich ihr. »Die Mädchen in meinem Alter sind so langweilig.«

Sie lachte und strich mir durchs Haar.

Ich hüpfte von meinem Sitzplatz herunter und hänge mich an den Ast. Meine Füße schwingen hoch über dem Boden, aber ich habe keine Angst. Ich lasse mich los.

Nach dem Rausch des freien Falls komme ich mit einem Plumps auf dem Boden auf.

Eine Staubwolke erhebt sich dort, wo ich lande. Äste und trockenes Laub knistern unter meinen Füßen, als ich meine ersten Schritte mache. Der Ort riecht muffig und alt, ein bisschen wie die Regale in einer alten Bibliothek.

Ich gehe zur Tür, um zu sehen, warum sie sich nicht öffnen ließ. Sie wird von einem heruntergefallenen Ast versperrt. Ich drücke meine Schulter dagegen und schiebe ihn zur Seite. Er ist trocken und nicht sehr schwer. Ich probiere noch einmal die Tür und lache vor Freude, als sie sich bewegt.

Froh, dass ich den Baum nicht wieder hinaufklettern muss, um hinaus zu gelangen, mache ich mich daran, den Ort zu erforschen. Ich schaue mir zunächst den Tisch an. Es liegt ein alter Sack darunter.

Ein Schatz?, frage ich mich.

Ich beuge mich hinunter und krieche unter den Tisch, um mir den Sack anzuschauen.

Flügelschläge erschrecken mich. Ich springe auf und stoße mir den Kopf.

Krächz! Krächz!

Ich blicke zurück auf den schwarzen Vogel, der sich auf einer der Mauern niedergelassen hat.

Krächz! Krächz!

»Kusch«, rufe ich. »Verschwinde, du dummer Vogel!« Mein Kopf tut weh, und ich würde dem Vogel am liebsten eine verpassen. Ich hebe einen Stein auf und werfe ihn nach dem Raben.

Der Vogel hat bereits abgehoben, bevor mein Stein von der Mauer abprallt.

Krächz! Krächz! Krächz!, beschwert er sich, als er davonfliegt.

»Ein Glück, dass ich den los bin«, murmele ich. Ich wende meine Aufmerksamkeit wieder dem Sack zu. Ich ergreife ihn und schnüre ihn auf.

Ich werde von einem abscheulichen Gestank begrüßt, als wenn verrottete Zwiebeln und uralter Müll in der

Sonne liegengelassen worden wären. Ich würge und werfe den Sack weg. Ein vergammeltes schwarzes... *Etwas...* rollt heraus. Es könnte mal eine Kartoffel gewesen sein. Oder eine Zwiebel? Es ist mit winzigen weißen Würmern übersät.

»Ekelhaft!« Ich wische meine Hand an meiner kurzen Hose ab. So viel zum »Schatz«.

Ich stehe enttäuscht auf und mache mich auf den Weg zur Tür. Mein Blick fällt auf die alte Matte.

Ich bleibe stehen und schaue hinüber. Sie liegt nicht wie erwartet flach auf dem Boden. Es befindet sich eine klumpige Form darunter.

Neugierig gehe ich darauf zu. Dieses Mal denke ich daran, meine Nase zuzuhalten und mich ein wenig zur Seite zu drehen, als ich eine Ecke der Matte hochhebe und sie umdrehe.

Blindes Grauen lässt einen Schrei aus meiner Kehle entfahren. Horror erstickt jeden Gedanken in meinem Kopf.

Was ich sehe, ist ein Skelett. Ein *menschliches* Skelett, mit immer noch ein paar Haarsträhnen auf dem Schädel.

Ich stolpere rückwärts. Meine Ferse verfährt sich an einem Stein auf dem Boden. Ich stolpere und falle hin, und als mein Rücken auf dem Boden aufkommt, höre ich ein Ächzen. Die Erde bewegt sich, und ein ohrenbetäubendes Krachen ertönt um mich herum.

Das Nächste, woran ich mich erinnern kann, ist, dass ich wieder falle, *durch den Boden hindurch* falle, weiter nach unten in die Tiefen der Hölle.

Mein Körper trifft eine Folge von weichen Brettern. Jedes ist verrotteter als das vorige, und selbst mein Fliegengewicht reicht aus, um sie alle zu zerbrechen. Ein Schmerz durchfährt mich, als ich wie eine Puppe nach unten stürze. Mein Körper schlägt mit solcher Kraft auf dem Boden auf, dass mir die Luft aus den Lungen weicht.

Meine Ohren klingeln, und mein Herz donnert in meiner Brust. Schmerzen durchfahren jeden Zentimeter meines Körpers mit scharfen, bösartigen Stichen.

Mir wird ein Geräusch jenseits des Klingelns bewusst.

Es ist sowohl weit entfernt als auch über mir, fast so, als würde ich es von tief unter einer Wasseroberfläche her hören. Mir fehlt sogar die Kraft zum Weinen, also öffne ich schwach meine Augen und blicke nach oben...

Krächz! Krächz!

Es ist dieser scheiß Vogel. Verdammter Mist, er ist wieder da!

Ich wimmere, als ich mich hochdrücke. Mein ganzer Körper fühlt sich an, als hätte er Feuer gefangen, aber die Schmerzen lassen schon nach. Zumindest ein wenig.

Ich blicke auf das klaffende Loch in der Decke, durch welches ich hindurchgefallen bin. Licht fällt nach unten. Ein wages Verständnis formt sich in meinem Kopf.

Ich bin nicht in der Hölle. Ich bin in einem Keller.

Ein Schatten verdunkelt das Licht. Ich sehe schwarze, schlagende Flügel, die zur Ruhe kommen, als der Rabe sich am Rand des Loches niederlässt und nach unten blickt.

Krächz! Krächz! Krächz! Krächz!

»Verschwinde!«, rufe ich. Meine Stimme hallt durch das Innere meines Käfigs.

Der Rabe hopst von einem Fuß auf den anderen, hebt einen Wurm auf und sieht mich dann mit geneigtem Kopf an.

Krächz?, fragt er, bevor er seinen Kopf nach oben wirft und seine Beute verschlingt.

Etwas bewegt sich hinter mir. Ich schreie und weiche zurück. Eine riesige Ratte, fast so groß wie mein Kopf, rast über den Boden und verschwindet in der Dunkelheit.

Nur ein Tier, sage ich zu mir selbst und versuche, mein rasendes Herz zu beruhigen. *Nichts, wovor man sich fürchten müsste.*

Das ist der Augenblick, in dem ich all die Käfer und Kakerlaken bemerke, die auf dem Boden herumkrabbeln.

Ich schreie auf und mache einen Satz, gleichermaßen von Angst und Adrenalin angetrieben. Sobald ich jedoch meinen linken Fuß belasten will, breche ich sofort wieder zusammen, als ein unglaublicher Schmerz durch mein Bein

schießt.

Ich lande mit dem Gesicht zuerst auf dem Boden, mitten in der krabbelnden Armee von Insekten. Ich schmecke Erde und spucke sie aus.

Krächz! Krächz!

Ich humple hilflos davon, bis zur nahegelegenen Wand.

Krächz! Krächz! Krächz!

Ich schaukele vor und zurück, gelähmt vor Angst. Ein erbärmliches Winseln gibt den Tränen, die mein Gesicht hinunterfließen, eine Stimme.

Kapitel Drei

(Heute)

Ich öffne meine Augen und sehe die weite Fläche meines Gefängnisses. Ich teste die Luft mit meiner Nase. Ich kann keinen Gestank mehr ausmachen.

Ich fühle mich taumelig, als wenn ich von einem langen Schlaf erwachen würde. Wie lange war ich bewusstlos?

Ich setze mich auf und schaue mich um. The Fliesen sind sauber. Das Erbrochene ist weg. Ich bemerke zwei Gläser in meiner Nähe, die vorher nicht dort waren.

Ich krieche hinüber und sehe sie mir an. Eines ist mit Wasser gefüllt. Das andere ist leer.

Ohne nachzudenken, greife ich nach dem Henkel und beginne, gierig zu trinken. Ich spucke den ersten Schluck aus, um meinen Mund zu reinigen, und würgen dann schnell den Rest hinunter. Mein Magen grummelt lautstark nach dem x-ten großen Schluck. Aber mein Körper braucht die

Flüssigkeit.

Zwei weitere Schlucke, und ich setze das Glas ab.

Erst dann kommt mir der Gedanke, dass das Wasser mit Drogen versetzt sein könnte.

Mir wird wieder übel. Ich will mir gerade den Finger in den Hals stecken, als mir klar wird, wie absurd das wäre.

Du bist doch schon eine Gefangene. Und so verletzlich wie nur irgend möglich. Warum das Wasser verseuchen?

Ein hysterisches Lachen baut sich in mir auf. Es ist das Lachen, das entsteht, wenn alle Lichter erloschen sind und alle Hoffnung verloren. Es ist das Lachen einer Frau am Rande des Wahnsinns.

Ich springe auf meine Füße und schüttele mich vor Lachen. »Was wollen Sie von mir?«, rufe ich gen Himmel. Ich strecke meine Arme aus und drehe mich. »Zeigen Sie sich! Zeigen Sie mir, wer Sie sind!«

Ich bin zu schnell aufgestanden. Eine Welle von

Benommenheit überkommt mich. Ich verliere mein Gleichgewicht und falle. Mein Kopf knallt auf den Boden.

Alles wird wieder schwarz.

(Elf Jahre früher)

Ich bin zwölf. Es ist Nacht. Die Luft ist kalt, und an dem wolkenlosen Himmel ist ein Halbmond aufgegangen.

In der Ferne schreit eine Eule. Mein Kopf schnellte von seiner zusammengesackten Stellung an der Wand nach oben.

Ich habe unglaubliche Angst davor, hier unten einzuschlafen. Ich habe Angst, dass ich nie wieder aufwachen würde. Was wäre, wenn ich wie das Skelett enden würde?

Mein linker Knöchel ist geschwollen und fühlt sich heiß an. Mein Fuß darunter ist taub. Mein Magen verknotet sich immer mehr und erinnert mich daran, wie hungrig ich

bin.

Ich frage mich, ob meine Mutter sich Sorgen um mich macht. Sie war in letzter Zeit so sehr mit Paul beschäftigt, dass sie mir während unseres gesamten Urlaubs keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Ich habe nichts gegen Paul. Er brüllt nicht rum und ist auch nie betrunken. Er tut meiner Mutter nicht weh, so wie ihr letzter Freund. Er ignoriert mich irgendwie einfach nur. Das war immer okay für mich. Zumindest erlaubt er meiner Mutter, mich zu seinem Haus am See mitzunehmen.

Ich frage mich, ob ich ihn oder meine Mutter jemals wiedersehen werde. Ich habe all die Stufen zerbrochen, als ich hier hinuntergefallen bin. Es gibt keinen Weg hinaus. Wenn ich gefunden werde...

Aber nein, niemand wird mich jemals hier unten finden.

Krächz! Krächz! Krächz! Krächz!

Meine Augen öffnen sich, und ich bin augenblicklich

voller Panik. Ich habe geschlafen! Wie lange? Ich habe meine Augen nur für einen Moment geschlossen...

Die ersten zarten Lichtstrahlen erscheinen und lassen den Staub in einem unheimlichen, majestätischen Schimmer erscheinen. Der Rabe ist wieder da. Und beobachtet mich.

»Was willst du, Vogel?«, frage ich.

Krächz! Krächz!

»Ich kann nicht aufstehen, okay?«, schreie ich. Tränen füllen meine Augen. Ich weiß, dass ich hier sterben werde.

Krächz! Krächz! Krächz! Krächz! Krächz!

»Lass mich in Ruhe!«, rufe ich ihm zu.

*Krächz! Krächz! Krächz krächz krächz krächz krächz
KRÄCHZ KRÄCHZ!*

»Ich komme nicht ran!«, kreische ich. »Ich kann nicht springen! Und selbst wenn mein Fuß nicht gebrochen wäre, wäre ich nicht dazu in der Lage!« Ich fange an zu weinen. »Was willst du noch? Willst du, dass ich noch

einen Stein nach dir werfe? Hat dir der erste nicht gereicht?« Ich taste auf dem Boden herum, aber finde nichts als Erde. Ich nehme eine Handvoll davon und werfe ihn trotzdem in die Luft.

Krächz! Krächz! Der Rabe macht sich davon, und der Dreck fällt auf den Boden zurück.

Ich bin allein mit nichts als den Käfern und der riesigen Ratte als Gesellschaft.

Ich hasse diesen Ort. Ich hasse den feuchten, erdigen Geruch. Ich hasse die Dunkelheit, die selbst während des Tages in den Ecken lauert. Ich hasse es, wie nahe das Loch in der Decke ist. Es verhöhnt mich. Wenn ich nur ein paar Zentimeter größer wäre, könnte ich es vielleicht erreichen...

Krächz! Krächz! Krächz!

Ich schreie vor Frust! Und am meisten von allem *hasse ich diesen verdammten Vogel!*

Er fliegt in den Keller und landet einen halben Meter von mir entfernt. Ich starre ihn erstaunt an. Er ist absolut

furchtlos. Er schaut mich mit seinen runden, schwarzen Augen an und beginnt dann, mit seinem Schnabel den Boden nach Frühstück abzusuchen.

Moment mal. Die Erde. Ich hab's!

Ich schaue mich um. Grabe mit meinen Fingern im Boden. Es ist alles weiche, lose Erde. Ich bin vielleicht nicht groß genug, um die Decke zu erreichen, aber ich kann ganz sicher einen Erdhügel errichten!

Entschlossenheit setzt ein. Ich weigere mich, in einem Loch im Boden zu verhungern. Ich weigere mich, mich von meiner Angst kontrollieren zu lassen. Der Vogel kennt zwar nicht einmal die Bedeutung des Wortes, aber ich weigere mich auch, mich von ihm unterkriegen zu lassen.

Ich lasse mich auf alle Viere fallen und fange an zu buddeln.

Kapitel Vier

(Heute)

Ich komme mit glühenden Kopfschmerzen wieder zu mir. Es fühlt sich so an, als hätte mir jemand einen langen Nagel durch meinen Hinterkopf gestochen.

Ich seufze und setze mich auf. Die Lichter der Deckenlampen sind so hell wie zuvor. Zu hell sogar. Sie machen meine Kopfschmerzen nur noch schlimmer. Ich kann meine neue Lichtempfindlichkeit nicht ausstehen.

Ich schaue auf die Säule und unterdrücke ein Schaudern, als meine Finger zögerlich über mein Halsband gleiten. Es ist immer noch da, natürlich. Habe ich etwas anderes erwartet?

Ich frage mich so ganz nebenbei, wie spät es wohl ist. Ich frage mich, wie lange ich schon in diesem Raum bin. Ohne ein Fenster, das Sonnenlicht hinein lässt, ist das unmöglich zu sagen.

Ich glaube aber nicht, dass es mehr als ein Tag ist.
Erstens rieche ich nicht. Und zweitens musste ich bisher
noch nicht auf die Toilette gehen.

Mit diesem Gedanken kommt ein plötzlicher,
unaufhaltsamer Drang zu pinkeln.

Mist! Ich sehe mich um. Erwartet dieser Mann, dass
ich einfach auf den Boden pisse?

Obwohl das Besudeln dieser makellosen Fliesen
vielleicht als eine kleine Trotzreaktion angesehen werden
könnte, bin ich trotzdem kein Schwein. Und ich bin nicht
so verzweifelt. Noch nicht.

Ich erinnere mich an die beiden Gläser und laufe zu
dem leeren. Als ich es aufhebe, erkenne ich, was es
wirklich ist.

Kein Glas, du Dummkopf. Ein Nachttopf.

Ich benutze ihn und trage ihn dann so nahe, wie ich
mich traue, an die Außengrenze meines Gefängnisses
heran. Ich will nicht noch einmal einen Stromschlag
bekommen.

Auf dem Rückweg entdecke ich den Brief, den ich immer noch nicht zu Ende gelesen habe. Allein die Erinnerung an diese fließende blaue Tinte genügt, um mir einen Schauer über den Rücken zu jagen.

Ich zwingen mich, mich hinzusetzen und den Rest zu lesen. Vielleicht enthalten die Worte wertvolle Informationen.

Morgen wirst Du einen Vertrag erhalten, der meine Erwartungen für Dein Verhalten darlegt. Die Erfüllung meines Verlangens wird Dir schrittweise größere Freiheiten gewähren. Kindischer Widerstand wird mit Teilnahmslosigkeit und dem Entzug bisher erworbener Freiheiten beantwortet.

Heute hast Du mein Haus als Gast betreten. Wenn Du unseren Vertrag unterzeichnest, wirst Du für die Länge unserer Vereinbarung mein Eigentum sein.

Ich erwarte von meinem Eigentum stets Leistungen von höchster Qualität.

Du wirst für die nächsten achtzehn Stunden ungestört bleiben, um über die Dir zur Verfügung stehenden Möglichkeiten nachdenken zu können.

Enttäusche mich nicht.

JS

»JS.« Etwas an diesen Initialen kommt mir bekannt vor. Die Buchstaben sehen wie eine Unterschrift aus, aber, was noch wichtiger ist, wie eine, die ich schon einmal gesehen habe.

Aber *wo*? Ich versuche, mich zu erinnern, ich martere mein Gehirn. Die Vertrautheit ist zwar nur schwach, aber unbestreitbar. Es ist, als würde ich eine frühere Klassenkameradin treffen, die ich seit fünf Jahren nicht mehr gesehen habe und die unheimlich stark abgenommen hat. Ich bin überzeugt, dass ich sie wiedererkennen sollte. Aber erst nachdem wir begonnen haben, uns zu unterhalten, erinnere ich mich daran, wer sie ist.

Der Rest des Briefes geht mir über den Verstand. Er

wurde offensichtlich von einem Irren geschrieben. Was für ein Wahnsinniger würde mich einen »Gast« nennen? Das ist eine großzügige Beschönigung. Das Halsband könnte ebenso gut an einer Leine befestigt sein, wenn man das Bisschen Freiheit bedenkt, das es bietet. »Keine physischen Barrieren«, die mich am Gehen hindern? Ha!

Ich will nicht über die Auswirkungen dieses Vertrages nachdenken. Ich werde ihn nicht unterschreiben. Ich werde niemals das Eigentum eines anderen werden.

Lieber würde ich sterben.

Auf einmal geht das Licht aus.

Die plötzliche Dunkelheit beunruhigt mich. Ich stehe auf und fuchtele mit den Armen. »Hey! Hey, ich bin noch hier!«

Nichts. Wie ein Blinder tappe ich in Richtung meiner schützenden Säule. Als meine Hände sie ertasten können, drehe ich mich um und lasse mich an ihrer kalten, glatten Oberfläche herabgleiten.

Mein Hintern trifft auf dem Boden auf. Nach einem

kurzen Blick in die Finsternis senke ich meinen Kopf. Mein Magen knurrt und erinnert mich daran, wie lange meine letzte Mahlzeit schon her ist. Ich habe Wasser bekommen. Heißt das, ich werde auch etwas zu Essen bekommen?

Mit nichts anderem als meinen Gedanken ziehe ich mich in meine Erinnerungen zurück und versuche, die Stärke wiederzufinden, die ich einmal hatte.

(Elf Jahre früher)

Die mittägliche Sonne scheint hoch über mir und durchdringt mit ihren Strahlen auf unbarmherzige Weise den Wald. Ich bin seit Stunden am Graben. Meine Nägel sind schwarz, und meine Hände sind vollkommen schmutzig. Meine Finger sind taub, und meine Arme fühlen sich wie Bleigewichte an. Meine Schultern brennen.

Ich schaue mir den Erdhügel an, den ich angehäuft

habe. Er befindet sich direkt unter dem Loch.

Immer noch nicht hoch genug, denke ich.

Ich hebe eine weitere Handvoll Erde auf und trage sie unter Schmerzen hinüber.

Mein Magen knurrt. *Ich habe solchen Hunger.*

Aber selbst der Hunger hat seinen rechtmäßigen Platz hinter meinem verzweifelten Bedürfnis nach Wasser eingenommen.

»Ich muss weitermachen«, murmele ich zu mir selbst.
»Darf jetzt nicht aufhören.«

Mein ganzer Körper ist erschöpft. Mein verstauchter Knöchel scheint noch mehr angeschwollen zu sein. Ich kann mein linkes Bein überhaupt nicht belasten, ohne zu wimmern.

Ich habe Angst davor, dass, selbst wenn ich den Hügel hoch genug aufschichten kann, um mich selbst zu befreien, ich nicht mehr genug Kraft übrig habe, um zu dem Haus am See zurückzukehren.

Aber ich muss es versuchen. Soviel ist mir klar.

Ich möchte mich hinsetzen und mich ausruhen. Das wäre so schön, nur für einen kurzen Augenblick. Aber ich tue es nicht. Ich habe Angst, dass ich mich nie wieder bewegen werde, wenn ich jetzt damit aufhöre.

Also grabe ich mit meinen bloßen Händen und trage die Erde dann zu dem ständig anwachsenden Hügel.

Die Stunden verstreichen. Der Himmel leuchtet rot. Die Sonne beginnt unterzugehen. Ich kann hier unten keine weitere Nacht verbringen.

Ich schaue auf meinen Erdhügel. Er reicht mir bereits bis zur Hüfte. Aber meine Füße sinken darin ein, wenn ich auf ihn draufsteige. Ich kann die Decke immer noch nicht erreichen.

»Lilly! Lilly!«

Die männliche Stimme ist so schwach, dass ich zunächst glaube zu fantasieren. Dann höre ich sie noch einmal.

»Lilly? Lilly!«

Mein Herz klopft wie wild, und Erleichterung

überkommt mich wie eiskaltes Wasser.

»Hier!«, rufe ich. Mein Hals ist trocken und meine Stimme so schwach, dass selbst ich mich kaum hören kann. »Hier!«, versuche ich es erneut.

»*Lilly? Lilly!*«

Die Stimme wird leiser. Panik erfüllt mich, als mir klar wird, dass er in die falsche Richtung geht.

Ich klettere auf den Hügel hinauf und fülle meine Lungen mit Luft.

»*HIER!*«

Ich warte. Und warte noch ein bisschen länger. Meine Brust hebt sich vor lauter Anspannung. Hat er mich gehört? Warum antwortet er nicht?

»*HIER!*«, rufe ich. »*Ich bin hier unten! Hilfe! Ich bin hier!*«

Ich kann nicht mehr hören, wie mein Name gerufen wird. Nichts außer dem Rascheln des Windes in den Bäumen unterbricht die Stille.

Ein erdrückender Schmerz breitet sich in meiner Brust

aus. Der Mann hat mich nicht gehört. Er wird nicht kommen.

Ich falle auf meine Knie. Ich versuche, meine Tränen zu unterdrücken, aber es gelingt mir nicht. Meine Verzweiflung ist zu groß.

Mein ganzer Körper zittert, als ich anfangen zu schluchzen. Er hat mich nicht gefunden. Er hat mich nicht gehört.

»Lilly!«

Die Stimme kommt von direkt über mir. Ich schaue nach oben und sehe Pauls Gesicht. Für eine halbe Sekunde denke ich, es ist eine Illusion. Aber als er nach unten greift und sein Arm einen Schatten auf den Boden wirft, weiß ich, dass er mein Retter ist.

»Gib mir deine Hand, Kind!«, fordert er mich auf.

Ich hebe einen zitternden Arm so hoch wie ich kann, während ich versuche, den stechenden Schmerz in meiner Schulter zu ignorieren.

Seine Hand ergreift meinen Unterarm mit einem Griff

so stark wie Eisen.

»Ich werde dich hier rausholen«, verspricht er.

»Kannst du stehen?«

Ich nicke, stumm vor Verblüffung.

»Gib mir deine beiden Arme. Ich werde dich herausheben. Fertig? Drei, zwei...«

(Heute)

Meine Augen öffnen sich mit einem Schlag in der Dunkelheit.

Paul hat mich gerettet? Nein. Nein, das kann nicht stimmen.

In diesen Keller zu fallen, war ein entscheidender Moment in meinem jungen Leben, da *ich mich selber gerettet habe*. Ich *erinnere* mich daran, wie ich den Erdhügel gebaut habe. Es ist schon lange her, seitdem ich

das letzte Mal daran gedacht habe, aber ich war mir immer *sicher*, dass ich diejenige war, die mich gerettet hat.

Paul hat sich nie für mich interessiert. Das ist das, was meine Mutter mir eingebläut hat, als wir ein paar Wochen nach diesem Sommer wegzogen. Er hat sich nie für mich interessiert, *oder* für sie.

Aber... ist es möglich, dass ich die wahre Erinnerung an meine Rettung verdrängt habe? Habe ich mir vielleicht eingeredet, dass mein Fluchtplan funktioniert hat, nach dem, was meine Mutter mir über ihn erzählt hat?

Warum? Warum sollte sie lügen?

Kindheitserinnerungen sind immer verzwickelt. Aber ich erinnere mich daran, dass meine Mutter später in dem Jahr mit dem Trinken anfang. Gerade, als ich dreizehn wurde. Und wenn sie betrunken war, hat sie immer von Paul gesprochen.

Alkohol war der Auslöser, durch den meine Beziehung zu meiner Mutter sich verschlechterte. Ist es möglich, dass ihre Reue, ihn verlassen zu haben, zusammen mit dem

Alkohol sie dazu veranlasst haben zu lügen?

Nicht, dass irgendetwas davon jetzt eine Rolle spielen würde. Es gibt keinen Paul, der mich aus diesem Loch ziehen würde. Ich habe nur mich selbst.

Wenn die tröstlichste Erinnerung, die ich habe, falsch ist, an welche Hoffnung kann ich mich jetzt klammern?

Ich falte meine Hände unter meinem Kopf und lege mich auf den Boden. Die kalten Fliesen saugen die Wärme aus mir heraus. Das einzige, was ich jetzt tun kann, ist warten.

Kapitel Fünf

In der Dunkelheit vermischen sich die Stunden. Ich kann nicht schlafen. Ich kann nicht aufhören, an dieses widerwärtige Halsband zu denken.

Ich muss einen Weg finden, um es loszuwerden. Meine Finger haben jeden Millimeter davon genauestens erforscht. Ich konnte keine Schwachstelle finden.

Jede Minute, die vergeht, bringt mich der morgigen Konfrontation näher. Wie wird der Vertrag aussehen? Welche Anforderungen wird mein Entführer an mich stellen?

Es spielt keine Rolle. Ich werde dieses ekelhafte Blatt Papier niemals unterzeichnen. Ich werde niemals freiwillig meine Freiheit aufgeben.

Meine Gedanken kehren immer wieder zu den Initialen zurück: JS. Ich bin mir sicher, dass ich sie schon einmal gesehen habe. Ich –

Mit einem grellen Blitz gehen alle Lichter im Raum an.

Ich fluche und kneife meine Augen zu, während ich meine Stirn gegen den kühlen Boden presse, um den Schmerz zu unterdrücken. Als er abklingt, schaue ich mich mit zusammengekniffenen Augen um.

Da ist etwas Neues im Raum. Ein Servierwagen auf Rädern, abgedeckt mit einem schwarzen Tuch. Er befindet sich eindeutig innerhalb der Grenzen, in denen ich mich bewegen darf.

Trotzdem bewege ich mich sehr langsam darauf zu und warte auf den verräterischen Warnschock, der mir sagt, dass ich zu weit gegangen bin. Vorsicht ist zu diesem Zeitpunkt mein einziges Mantra.

Als ich mich nähere, steigen leckere Düfte von köstlichem Essen unter dem Tuch hervor. Wie lange ist meine letzte Mahlzeit schon her?

Ich erreiche den Servierwagen an und hebe eine Ecke des Tuches an. Ich sehe einen Teller mit warmen Frühstücksgerichten, der von einer durchsichtigen Glashaube bedeckt ist. Zwei kleine Löcher in der Nähe

des Griffes lassen den köstlichen Duft entweichen und verhindern Kondensation.

Ich lege eine Hand auf die Haube. Sie ist immer noch warm. Das wurde erst vor kurzem hier abgestellt. Warum habe ich das nicht bemerkt?

Ich finde eine kleine Notiz neben dem Teller. Sie besagt: »*Eine Geste des guten Willens.*« Ein Pfeil zeigt auf die andere Seite. Ich drehe den Zettel um.

Der Vertrag befindet sich in dem unteren Fach. Du kannst ihn unterzeichnen, wenn Du bereit bist.

JS

Plötzlich ist mir der Appetit vergangen. Ich werfe das Tuch zurück über die Haube und stürme zu meiner Säule.

Ich stelle mich auf die andere Seite, damit ich mich nicht von dem Essen verführen lasse. Ich war noch nie ein großer Esser. An manchen Tagen habe ich nicht einmal die Zeit, mehr als ein Brötchen zu essen.

Aber mein Körper weiß, dass er Nahrung braucht. Mein Hunger macht mir schwer zu schaffen. Ich schlage mir eine Faust in meinen Magen, um ihn vom Knurren abzuhalten und versuche, nicht an Essen zu denken.

Das funktioniert für etwa eine Minute. Dann steigt mir ein weiterer schwacher Hauch des Frühstücks in die Nase, welches auf mich wartet.

Nur einen Bissen, sage ich mir, als ich aufstehe. Ich rechtfertige meine Entscheidung damit, dass Nahrung mich stärken wird.

Ich begeben mich zu dem Servierwagen und schiebe ihn in die Mitte des Raumes. Ich nehme das Tuch ab mit der Absicht, es als Decke zu behalten. Ich werfe es über meine Schultern. Es ist traurig, aber ich habe das Gefühl, dass diese Barriere einen gewissen Schutz bietet.

Ich begutachte den Teller mit Eiern, einem Stapel voller Waffeln und Schalen mit Obst, bevor ich mich für einen Apfel entscheide. Er ist noch ganz, also kann nichts Böses mit ihm angestellt worden sein.

Ich nehme den Griff in die Hand, um den Deckel

anzuheben... und runzle die Stirn. Der Deckel lässt sich nicht bewegen. Zuerst denke ich, dass es der Druckunterschied sein könnte, selbst mit den Öffnungen, durch die die Luft entweichen kann – als wenn man einen versiegelten Topf mit Reis kocht. Aber dann bemerke ich das pastellblaue Post-it an dem unteren Fach.

Öffne mich zuerst.

Raffiniert, gebe ich zu. Er wird mir kein Essen zugestehen, solange ich mir nicht den Vertrag angeschaut habe. Ich sammle meine Gedanken. So zu tun, als gäbe es ihn nicht, wird die Sache nicht leichter machen. Und wenn ich den Vertrag lese, weiß ich zumindest, womit ich konfrontiert werde.

Wissen ist Macht.

Ich öffne das Fach und höre ein *Klicken*. Der Deckel über dem Essen öffnet sich. Ich sehe die dünnen Metallscharniere, die ihn festgehalten haben. Aber mein

Blick richtet sich auf das einzige Blatt Papier in dem Fach, anstatt auf das Essen.

Ich nehme es heraus. Die Schrift ist winzig. Alles wurde komplett von Hand geschrieben. Die Zeilen sind vollkommen gerade, die Worte angeordnet wie Armeen von marschierenden Ameisen. Ich halte es nahe an mein Gesicht und fange an zu lesen.

SCHULDVEREINBARUNG

Ich, Lilly Ryder (*hier wurde ein Zwischenraum gelassen, in den bereits mein Name eingetragen wurde*) gehe diese Vereinbarung ein mit dem Wissen, dass ich

1. ein beträchtliches Studentendarlehen von \$180.000,00
(einhundertachtzigtausend Dollar und Null Cent) angesammelt habe

und
2. nicht in der Lage bin, diesen Verbindlichkeiten in meiner

aktuellen oder absehbaren zukünftigen finanziellen Situation
zufriedenstellend nachkommen zu können

und

3. meine volle Schuld inklusive aller angesammelten Zinsen
voraussichtlich nicht bezahlen kann.

Daher übertrage ich alle Forderungen im Zusammenhang mit meinen
Verbindlichkeiten an J.S. (»Der Bürge«), womit ich alle Rechte,
Privilegien, Prioritäten, Rechtsmittel und Entscheidungen meiner
ehemaligen Gläubiger an den Bürgen abtrete.

Dieses erfolgt unter der Voraussetzung, dass

1. alle noch offenen Verbindlichkeiten in meinem Namen von dem
Bürgen übernommen und beglichen werden und der Bürge,
welcher in meinem Namen handelt, sicherstellt, dass ich keine
weitere finanzielle Belastung zu tragen habe.

und

2. die Begleichung neu entstandener Verbindlichkeiten zwischen mir und dem Bürgen durch die Erfüllung des Anstellungsvertrages (»DER VERTRAG«) erfolgt, welcher Teil dieses Dokumentes ist.

DER VERTRAG *(der Titel ist großgeschrieben und nimmt zwei normale Zeilen ein)*

1. Zweck

Diese Vereinbarung legt die Rahmenbedingungen der professionellen Beziehung fest, welche heute, am ____ Tag des ____ 2013 zwischen

i. J.S.

(im Folgenden »Arbeitgeber« genannt)

und

ii. Lilly Ryder

(im Folgenden »Mitarbeiterin« genannt)

geschlossen wurde,

WODURCH der Arbeitgeber wünscht, Leistungen der Mitarbeiterin als Tilgung für Verbindlichkeiten zu beziehen und

WODURCH die Mitarbeiterin sich damit einverstanden erklärt, all diese Leistungen im Einklang mit den in diesem Dokument (»DER VERTRAG«) aufgeführten Bedingungen zu erbringen.

2. Beschäftigung

- a. Die Mitarbeiterin wird stets so gut sie kann alle vom Arbeitgeber geforderten Aufgaben erfüllen.
- b. Die Mitarbeiterin wird alle Vorschriften und Richtlinien einhalten, sowohl schriftlich als auch mündlich, wie vom Arbeitgeber festgelegt und im Folgenden beschrieben.

73912. Vergütung und Unterkunft

- a. Die Mitarbeiterin verzichtet auf ihr Recht auf finanzielle Entschädigung. Stattdessen werden alle erbrachten Leistungen mit den Verbindlichkeiten aufgerechnet, die sie dem Bürgen schuldet.
- b. Der Arbeitgeber verpflichtet sich, der Mitarbeiterin eine Unterkunft zur Verfügung zu stellen, die für die

Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Gesundheitszustandes notwendig ist. Alle hierfür anfallenden Kosten werden von dem Bürgen getragen, einschließlich der Kosten für lebensnotwendige Güter, wie zum Beispiel Nahrung, Wasser, Obdach usw.

41233. Vertragsdauer

- a. DER VERTRAG endet automatisch nach fünf (5) Jahren
- oder
- b. zu dem Zeitpunkt, an dem der Bürge die erbrachten Leistungen der Mitarbeiterin als ausreichend ansieht, um die Verbindlichkeiten gegenüber dem Bürgen (\$180.000,00) zu tilgen, vorbehaltlich der folgenden Voraussetzung:
 - i. Die vorzeitige Beendigung DES VERTRAGES muss von beiden Parteien einvernehmlich akzeptiert

werden.

1. Arbeitszeiten

- a. Die Mitarbeiterin verpflichtet sich, sich für die Erfüllung der vertraglichen Verpflichtungen zu jedem Zeitpunkt des Tages, sieben Tage pro Woche, einschließlich Wochenenden und Feiertagen zur Verfügung zu stellen.
- b. Die Mitarbeiterin hat einen Anspruch auf insgesamt 42 Stunden kumulierten Schlaf in jedem beliebigen Zeitraum von sieben Tagen.

77216. Aufgabenbeschreibung

- a. Die Mitarbeiterin wird in der Funktion als »Persönliche Assistentin« eingestellt, deren aktuelle Aufgaben und Verantwortlichkeiten im »Anhang A« aufgeführt werden, welcher einen entscheidenden Teil dieses Abkommens darstellt.
- b. Diese Aufgaben können nach dem alleinigen Ermessen des Arbeitgebers von Zeit zu Zeit geändert werden, vorbehaltlich der förmlichen

Benachrichtigung der Mitarbeiterin. Sie lassen sich im Allgemeinen wie folgt zusammenfassen:

- i. Die Sicherstellung der vollkommenen persönlichen Befriedigung des Arbeitgebers.

Ich, Lilly Ryder (*wieder wurde mein Name hier für mich eingetragen*) stimme hiermit den zuvor erläuterten Bedingungen dieser Vereinbarung, künftig als »DER VERTRAG« bezeichnet, zu.

Mit meiner Unterschrift erkläre ich, dass ich dies aus meinem eigenen freien Willen tue. Ich wurde in keiner Weise gezwungen oder anderweitig dazu überredet, DEN VERTRAG zu unterzeichnen. Als ein freier Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika ist es mir bekannt, dass DER VERTRAG gegen keines meiner verfassungsmäßigen Rechte verstößt, insbesondere den Dreizehnten Zusatzartikel. Ich verzichte auf alle zukünftigen Rechte, die Rechtmäßigkeit dieses Dokumentes anzufechten, einschließlich, aber nicht beschränkt auf

1. Wie von einem Gericht angeordnet

2. Unter Befugnis eines Anwalts oder
Staatsanwaltes.

Durch die Unterzeichnung dieses Dokumentes erkläre ich außerdem, dass
ich

1. frei von Geschlechtskrankheiten und in guter Gesundheit bin.

Unterschrift: x Datum:

 x

Am Ende des Vertrages befindet sich eine kurze
schriftliche Bemerkung:

Kurz gesagt... (ich drehe die Seite um)

DU GEHÖRST MIR.

Abscheu und Entsetzen steigen in mir auf, vermischt
mit einem starken Gefühl der Ungläubigkeit. Ich muss mir

den »Anhang A« nicht anschauen, um zu wissen, was er will.

Er will mich zu seiner Sex-Sklavin machen.

Meine Neugier gewinnt die Oberhand. Ich blättere zu »Anhang A« und werde von zwei Zeilen begrüßt.

Anhang A: Pflichten und Verantwortlichkeiten einer persönlichen Assistentin

1. *Jederzeit zur Verfügung zu stehen, um jedes Verlangen, sexuell oder sonstiger Art, von J.S. zu befriedigen.*

Das ist alles. Mehr steht da nicht.

Warum ich?

Wer ist J.S.?

Wie hat er mich gefunden?

Eines ist offensichtlich. Diese ganze Entführung ist schon seit geraumer Zeit geplant. Ich bin kein zufälliges Opfer.

Das ist jemand, den ich kenne.

Oder jemand, der mich kennt.

Kapitel Sechs

Ich spreche niemals über mein Studiendarlehen.

Verdammt, ich weiß, dass es wahnsinnig hoch ist. Aber es war unbedingt notwendig für mich, um zur Uni gehen zu können. Das war der Grund, warum ich das Angebot annahm, mein Sommerpraktikum in einen Vollzeitjob umzuwandeln und mich für ein Jahr beurlauben ließ, damit ich arbeiten konnte. Aber leider, als der Kunde einen Rückzieher machte und ich arbeitslos wurde...

Scheiße.

Ein unangenehmer Schauer läuft mir über den Rücken, der nichts mit diesem widerlichen Halsband zu tun hat. Diese Person – J.S. – hat mich beobachtet. Ist mir gefolgt. Hat auf einen passenden Moment gewartet, um zuzuschlagen.

Für wie lange?

»Zeig dich!«, schreie ich und springe kerzengerade hoch. »Verdammt nochmal, zeig mir, wer du bist!« Ich

schwenke den Vertrag ärgerlich durch die Luft. »Du willst, dass ich das hier unterschreibe? Ich würde lieber sterben! Hier ist, was ich von deinen verdammten Bedingungen halte!«

Mit einer Bewegung zerreiße ich das Papier, forme die Stücke zu einem Ball, stolziere an den Rand meines Gefängnisses und werfe ihn, so weit ich kann. Ich wirbele herum – wütend, ärgerlich, verwirrt, trotzig – und schreite zurück zu der Säule.

Auf halbem Weg geht das Licht aus.

»Verdammter Wichser!«, fluche ich, als ich in der Dunkelheit mit dem Servierwagen zusammenstoße. Schmerz durchfährt mein Knie. Voller Aggressionen stoße ich alle Teller voll mit Essen auf den Boden. Es verleiht mir ein gewisses Maß an Befriedigung, als ich höre, wie das Porzellan zerschmettert.

Ich finde die Marmorsäule und lehne mich dagegen. Ich taste mit meinen Händen die Umgebung ab und finde das Tuch, welches ich über meine Schultern werfe.

Also, J.S. glaubt, er hätte mir all meine Kraft

genommen? Er hat mir meine Sicht genommen, meine Freiheit, und er glaubt, das sei genug für mich, meinen Körper aufzugeben.

Verdammtes Pech! Er wird mich zuerst umbringen müssen. Er wird mir niemals meine Willensstärke nehmen können, meine Trotzhaltung.

»Ich verweigere mich dir, du verdammtes Arschloch!«, rufe ich. Mein Adrenalinpiegel bringt mich zum Zittern.
»Hörst du mich? ICH VERWEIGERE MICH DIR!«

Das ist Tag eins meines Protests.

Kapitel Sieben

Es wird gesagt, dass Einzelhaft die schlimmste Strafe ist.

Diese Menschen waren noch nie in meiner Situation.

Es ist bereits sieben Tage her, seit ich in diesem Raum aufgewacht bin. Sieben Tage, seitdem ich entführt und in diesen gottverlassenen Kerker geworfen wurde.

Ich weiß das nur durch die Anzahl der Mahlzeiten, die ich erhalten habe. Sieben. Es waren sieben Mahlzeiten, die mir gebracht wurden. Jedes Mal geht das Licht für eine Stunde an. Danach werde ich wieder in Dunkelheit getaucht.

An den ersten beiden Tagen habe ich mich geweigert zu essen. Aber am dritten Tag konnte mein geschwächter Körper nicht länger widerstehen. Ich erhielt eine weitere Mitteilung von *J.S.*

Deine Kraft schwindet. Du wirst nachgeben.

Ich fand sie erst, *nachdem* ich die karge Mahlzeit verschlungen hatte. Sie überhaupt als »Mahlzeit« zu bezeichnen, ist eigentlich schon zu großzügig. Sie bestand aus zwei Eiern, einer Scheibe verbranntem Toast und einer Stange Sellerie.

Meinem Verlangen nach Nahrung zu erliegen, war ein großer Fehler. Diese winzige Menge an Essen weckte einen unglaublichen Heißhunger in mir, der mich nicht einmal mehr schlafen ließ. Zuvor war mein Hunger einfach nur ein dumpfer Schmerz, doch nun, da ich den Geschmack von Brot auf meiner Zunge verspürt hatte, entwickelte er sich zu einem wilden Feuer, welches sich nicht löschen ließ.

Als am nächsten Tag mein Essen kam und die Lichter eingeschaltet wurden, fand ich einen neuen Vertrag neben dem Teller. Mit ihm kam eine weitere Notiz.

*Du kannst unterzeichnen, wenn Du bereit bist.
Bedenke, dass meine Geduld sich dem Ende zuneigt. Ich
bin mit dem Zustand Deines Körpers nicht zufrieden.
Deine Unterernährung ist besorgniserregend. Solange
Du nicht unterschreibst und Dich in meine Obhut
begibst, kann ich nichts tun, um Dir zu helfen.*

J.S.

*PS: Bitte beachte die geänderte Richtlinie am Ende
des Anhangs A.*

Die Richtlinie lautete wie folgt:

Anhang A: Pflichten und Verantwortlichkeiten einer persönlichen
Assistentin

1. Jederzeit zur Verfügung zu stehen, um jedes Verlangen, sexuell
oder sonstiger Art, von J.S. zu befriedigen.
2. *Ein gleichbleibendes Körpergewicht und die entsprechende
Form zu bewahren, welche am 1. Oktober 2013*

vorherrschten, mit einer Abweichung von 2-3%, um natürliche Gewichtsschwankungen, hormonelle Zyklen usw. zu berücksichtigen.

Ich ignorierte die Mitteilung und knabberte an meiner armseligen Verpflegung.

Danach drehte sich der Kampf nur noch um pure Willensstärke.

Mein Entführer wusste, dass ich am Verhungern war. Er wusste, dass die Nahrung, mit der er mich versorgte, kaum genügte, um meine notwendigen Körperfunktionen aufrecht zu erhalten. Er wusste, dass ein winziger Bissen diesen unersättlichen Hunger in mir wecken würde.

Am nächsten Tag entdeckte ich daher ein ganzes *Tablett* mit Speisen. Es sah genauso aus wie das, was ich am ersten Tag bekommen hatte, nur war es noch größer. Es wurde von einem einzigen Licht angestrahlt.

Ich bauchte das Licht allerdings nicht, um zu wissen, dass das *Tablett* dort war. Meine Nase bemerkte das

köstliche Aroma umgehend, als ich aufwachte.

Da waren Nudelgerichte und Suppen, Kuchen und Torten, glasierte Früchte und kleingeschnittenes Gemüse. Es gab Meeresfrüchte – Hummer, Lachs, Krabben und Muscheln – getränkt in einer Buttersoße. Es gab leckere Maiskolben mit glänzender Butter und dampfende Platten mit Rindfleisch, Steak und einem halben Dutzend anderer Fleischsorten. Es gab Schalen mit Reis und Sushi-Gerichten, Teriyaki-Hühnchen und Schweinenacken. Es gab sogar eine ganze Schale meiner absolut größten Schwäche: karamellüberzogene Schokoladentrüffel.

Es war genug da, um ein ganzes Dorf zu füttern. Die Gerüche waren so lecker, dass sie den strengsten Diätfanatiker zum größten Fressgelage seines Lebens verführt hätten.

Als ich mich auf meine zitternden Beine stellte, während mir das Wasser im Mund zusammenlief, wurden die restlichen Lichter eingeschaltet. Ich blinzelte durch die Schmerzen hindurch, die diese plötzliche Helligkeit immer verursachten, und sah, dass mein Weg zu dem Essen von

einem einzelnen Blatt Papier blockiert wurde.

Der Vertrag.

Und daneben lag noch eine weitere Mitteilung.

Du hast Hunger. Das Essen, das Du siehst, befindet sich einen halben Meter außerhalb der Reichweite Deines Halsbandes. Unterschreibe, und Du wirst Dir Deine erste Freiheit verdienen:

Fünzig Zentimeter.

Ich stürzte auf den Boden nieder und weinte.

Es war die Illusion von Freiheit, die mir am meisten zu schaffen machte, nicht das Versprechen von Essen. In diesem Moment erkannte ich, wie verzweifelt meine Situation geworden war. Jeder Aspekt meines Lebens wurde von einem Verrückten bestimmt. Er würde damit fortfahren, mich zu füttern, kaum ausreichend, um zu leben, während er mich mit der Erleichterung verlockte, die ich verspüren würde, wenn ich meine Unterschrift auf die

leere Linie auf diesem dreckigen Stück Papier setzen würde.

Ich kroch zu der Säule zurück und hielt das zusammengeballte Tuch fest in meinen Armen. Die Lichter gingen aus. An diesem Tag bekam ich nicht einmal das mir zugewiesene Frühstück.

Kapitel Acht

Zwei Wochen. Zwei Wochen habe ich auf diese Art und Weise verbracht.

Seit einem halben Monat habe ich nicht die Sonne auf meinem Gesicht oder den Wind auf meinen Wangen gespürt. Seit vierzehn endlos langen Tagen und Nächten habe ich kein anderes menschliches Wesen gesehen oder eine andere Stimme außer meiner eigenen gehört.

Manchmal singe ich zu mir selbst, nur um die drückende Stille zu brechen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass ich den Verstand verliere.

Seit dem Versprechen auf »einen halben Meter« bin ich jeden Morgen neben einem frischen Tablett mit Speisen aufgewacht. Ich erhalte außerdem meine tägliche Portion Eier, Toast und Sellerie. Ich esse das auf der entgegengesetzten Seite der Säule, um der Versuchung zu widerstehen.

Mein Körper schrumpft zusammen. Mir ist immer kalt.

Die kleinste Bewegung ist eine Belastung. Mein Körper stinkt.

An diesem Punkt beginne ich, an der Klugheit meines Entschlusses zu zweifeln. Den Kampf, der tief in meinem Inneren tobt, habe ich selbst begonnen. Entschlossenheit, die für diesen Widerstand notwendig ist, vernebelt.

Wenn ich den Vertrag unterschreibe, gebe ich mein Leben aus meiner Hand. Aber wenn ich nichts tue, gebe ich dann nicht auch mein Leben aus der Hand?

Ich bin so einsam. Mein einziger Freund ist der Krater in der Mitte meines Magens.

Zumindest der Hunger bestätigt mir, dass ich noch lebe.

Was für ein trauriges Dasein dies ist. Schmutz und Schweiß umgeben mich wie eine zweite Haut. Manchmal krieche ich zu dem Rand meines Gefängnisses und starre das Essen an. Wenn ich meine Hand ausstrecke, kann ich es fast berühren.

Das einzige, was zwischen mir und dem Tablett steht, ist dieses eine kleine Stück Papier.

Ein kleines Stück Papier, welches eine kleine Unterschrift braucht.

Fühlt sich so ein Kriegsgefangener? Ist dieses das gleiche Gefühl der Hoffnungslosigkeit, das das Leben der Menschen in Guantanamo Bay bestimmt?

Oder ist dieses etwas viel Schlimmeres?

Meine hartnäckige Weigerung, den Stift zu benutzen, peinigt mich. Ich muss mir wohl tausend Mal vorgestellt haben, wie es sein würde:

Ich setze meine Unterschrift auf das Papier. Die Lichter gehen an. Mein Entführer offenbart sich und gratuliert mir, dass ich mein Schicksal akzeptiert habe. In meiner Vorstellung hat er kein Gesicht. Die Reichweite meines Halsbandes wird vergrößert. Ich bekomme mein Essen und dann -

Nein.

Die Vorstellung, das Eigentum von jemand anderem zu sein, ein Haustier, und auch weiterhin dieses entsetzliche Halsband zu tragen, ist ekelerregend. Es ist diese Hürde,

die mein Verstand nicht überwinden kann. Ich werde nicht als das passive Gefäß für die perversen Fantasien einer kranken Missgeburt dienen.

Es ist ziemlich ironisch. Das Halsband ist das Objekt, welches mich hier angebunden hält. Aber ich bin mir sicher, ich hätte den Vertrag schon vor Tagen unterzeichnet, wenn es das Halsband nicht gäbe.

Ein scharfer Hungerkrampf durchfährt mich, ausgelöst durch einen unbeabsichtigten Atemzug durch die Nase. Ich zittere und schlinge meine Arme um mich herum.

Wie viel länger kann ich widerstehen? Mein Blutzuckerspiegel ist gefährlich niedrig. Die geringste Bewegung lässt mich schwindelig werden.

Ich schließe meine Augen und versuche, mich an die Umstände zu erinnern, die mich überhaupt nach Kalifornien gebracht haben...

Kapitel Neun

(Sieben Monate früher)

Es ist März. Der Winter, der New Haven während der letzten drei Monate im Würgegriff hatte, scheint endlich abklingen zu wollen.

Ich sitze mit meinem Hintern auf meinen Beinen auf dem roten, runden Teppich in dem Wohnzimmer der Studentenwohnung, die ich mit zwei anderen Mädchen teile: Fey und Sonja. Wir haben uns während der Orientierungswoche in unserem ersten Semester kennengelernt, als wir uns alle drei mitten in einem Sturm wiederfanden und unter dem gleichen Weidenbaum nach Schutz suchten. Obwohl unser heftiges Arbeitspensum und unsere außeruniversitären Verpflichtungen uns davon abhielten, unzertrennlich zu sein, sind wir uns so nah wie kaum jemand anderes in Yale.

Ein halbes Dutzend Lehrbücher liegen ausgebreitet vor mir. Jede Seite ist mit meiner persönlichen Mischung aus

rosafarbenem, orangefarbenem, rotem und blauem Marker gekennzeichnet. Sonja nennt meine Art zu lernen Zwangsneurose. Ich nenne sie »*ein System haben*«..., obwohl die Einzelheiten dieses Systems sich jeden Tag zu ändern scheinen.

Der Gedanke bringt mich zum Lächeln, und ich mache mich wieder an meine Bücher. Im Gegensatz zu Sonja und Fey muss ich für meine Ausbildung selbst aufkommen. Sonja hat ein Vollstipendium, und Fey hat reiche Eltern. Ich habe keines von beiden, und damit kostet mich jedes Semester, das ich hier verbringe, ein Vermögen.

Das ist der Grund, warum ich bisher in jedem Semester die Höchstanzahl von vier Kursen belegt habe und dann den Verwaltungsrat um die Aufnahme eines fünften gebeten habe. Während meines ersten Semesters wurde dieser Antrag abgelehnt, danach aber jedes weitere Semester genehmigt. Da ich es bisher geschafft habe, einen ziemlich guten Notendurchschnitt zu erreichen, war ich in der Lage, den Verwaltungsrat zu überreden, mir für dieses Semester die Belegung einen *sechsten* Kurses zu gestatten.

Obwohl Kurs Nummer sechs nicht unbedingt der Tropfen war, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat, war es schon verdammt knapp. Ich musste die meiste Zeit des letzten Jahres mit weniger als fünf Stunden Schlaf pro Nacht auskommen. Fey und Sonja haben ihre Bedenken geäußert und sind sogar so weit gegangen, ein Ablenkungsmanöver zu inszenieren, indem sie mich in einen Bus geschmuggelt und zu der größten Party des Jahres für das alljährliche Harvard-Yale Fußballspiel geschleppt haben. Aber ich denke, dass ich mich ziemlich gut geschlagen habe.

Klar, ich habe wahrscheinlich nichts, was einem Sozialleben ähneln würde. Das letzte Mal, das ich Sex hatte, war mit meinem Ex vor über achtzehn Monaten. (Übrigens, was gemeinhin über Sportler gesagt wird, ist schlichtweg falsch. Er hat sich vielleicht auf dem Spielfeld hervorgetan, aber im Bett hatte er das Stehvermögen eines Achtzigjährigen.) Aber wenn das heißt, dass ich mein Diplom schneller bekomme, und für weniger Geld, bin ich gern dazu bereit.

Die Tür platzt auf, so dass der Windstoß meine Papiere durcheinanderwirbelt. Fey stürmt ins Zimmer, gefolgt von ihrem Freund Robin. Sie hat ihn letztes Thanksgiving in der Arbeitsgruppe kennengelernt, und seitdem sie mit ihm ausgeht, folgt er ihr wie ein Schatten. Sonja und ich sind beide der Meinung, dass er ihr bald einen Antrag machen wird. Obwohl ich sehen kann, wie gut Fey und Robin sich verstehen, denke ich, dass Fey zu jung ist, um sich fest an jemanden zu binden. Aber ich war immer schon ein unromantischer Zyniker.

»Oh mein Gott, es tut mir so leid!«, ruft Fey aus, als sie sieht, wie ich verzweifelt nach meinen Papieren greife.
»Hier, ich helfe dir.«

Sie kniet sich hin. Robin steht direkt neben ihr. Er lächelt mich schüchtern an und konzentriert seinen Blick dann auf den Boden.

Ich habe nie verstanden, warum er so viel Angst vor mir hat. Sonja hat mir mal erzählt, dass ich einen »furchterregenden Eindruck« mache, besonders auf Jungs. Aber nur, weil ich ein Rückgrat habe und keine Angst

habe, mich durchzusetzen, heißt das noch lange nicht, dass ich ein *furchterregender Mensch* bin! In der Tat haben meine beiden Mitbewohnerinnen gelacht und mir bestätigt, dass sie mich für das netteste Mädchen halten, das sie je kennengelernt haben – *nachdem* sie meine harte Schale durchdrungen hatten.

Während dieser Woche lächelte ich ganz bewusst jeden Fremden an, dem ich begegnete. Das Endergebnis war nicht anders als sonst.

»Also, warum die Aufregung?«, frage ich, nachdem wir aufgeräumt haben.

Fey pustet sich die Haare aus dem Gesicht. »Hast du es noch nicht gehört? Die morgige Ausgabe der *Daily News* ist gerade in Druck gegangen. Sie geben die diesjährigen Finalisten des Barker-Preises bekannt. Robin hat uns bereits ein Exemplar besorgen können.«

Ich neige meinen Kopf auf die Seite. »Und?«

»*Und?* Du bist einer von ihnen, Süße!«

Meine Augen weiten sich. »Was?« Der Barker-Preis

ist der höchstdotierte Preis, der an Studenten der psychologischen Fakultät vergeben wird. Jedes Jahr benennen die Professoren einen Kandidaten aus ihrer gesamten Studentenschaft. Dutzende von Studenten wetteifern um jeden wertvollen Platz. Sie müssen einen Aufsatz über ein Thema schreiben, welches das Psychologiestudium mit der Gesellschaft im Allgemeinen verbindet.

Es ist vor allem eine Übung in kreativem Schreiben – fast so wie ein Aufsatz für die Annahme am College. Fast alle Beiträge sind reine Zeitverschwendung. Es gibt nur zwanzig Professoren an der Fakultät. Das heißt, zwanzig Plätze für Kandidaten. Von diesen wählt eine Kommission die fünf Vielversprechendsten aus. Diese werden dann veröffentlicht, und die Fakultätsmitglieder der gesamten Uni wählen den Gewinner aus.

»... Aber ich habe mich nicht einmal beworben!«, protestiere ich. »Wie ist das überhaupt möglich?«

Feys Augen funkeln. »Robin hat deinen Aufsatz gefunden, nachdem du ihn ausgedruckt und in den

Papierkorb geworfen hattest. Er hat die ersten paar Absätze gelesen und fand sie einfach genial.«

Robin hält seine Augen ständig auf den Boden gerichtet, aber ich kann trotzdem sein wachsendes Grinsen erkennen. »Tut mir leid«, murmelt er, zuckt mit den Schultern und versucht, reumütig auszusehen.

Das ist also der Grund dafür, dass er sich die ganze Zeit über geweigert hat, mich anzuschauen!

»Ist schon gut«, sage ich und schüttele meinen Kopf. »Aber ich verstehe es nicht. Was ich geschrieben habe, war einfach nur Müll. Ich habe nur einen Abend daran gegessen, bevor ich gemerkt habe, was für eine riesige Zeitverschwendung das ist. Mein Aufsatz hatte noch nicht einmal ein Fazit!«

»Nun, nachdem ich ihn gelesen hatte, habe ich ihn Sonja gezeigt.« Fey schaut mich frech an. »Und sie fand ihn auch genial. Wir haben, äh, das Ende improvisiert... und den Aufsatz dann in deinem Namen eingereicht.«

Ich schaue sie ungläubig an. »Ihr habt *was*?«

»Du warst so beschäftigt, dass wir beschlossen haben, dich damit nicht zu belästigen«, fügt sie schnell hinzu.
»Wir dachten, es wäre eine schöne Überraschung, wenn du gewinnen würdest.« Sie kreischt vor Freude. »Und das hast du!«

Ich bin fassungslos. »Fey, ich weiß nicht... ich weiß nicht, was ich sagen soll.« Obwohl sie und Sonja das getan haben, ohne mich zu fragen, fühle ich mich nicht im Geringsten gekränkt. Ich bin eher erstaunt, dass Fey und Robin und Sonja *alle* gedacht haben, dass mein Aufsatz gut genug sei, um eingereicht zu werden. Und ich bin einfach überwältigt, dass nicht nur irgendein Professor meinen Aufsatz als seinen Vorschlag ausgewählt hat, sondern dass das gesamte verdammte Auswahlkomitee entschieden hat, dass das, was ich an einem Abend geschrieben habe, eine der fünf besten Bewerbungen ist! »Wer hat mich nominiert?«

»Professor Hickler!«, ruft sie aus.

Ich schaue sie an, als wäre sie wahnsinnig. »Hickler? Ich hatte noch nie einen Professor, der mich mehr gehasst

hätte. Er hat mir im letzten Semester meine schlechteste Note gegeben.« Und, wie ich hinzufügen möchte, das hatte nichts mit mangelnder Anstrengung meinerseits zu tun.

Fey kichert. »Du sagst das so, aber du hast immerhin die beste Note seiner Klasse bekommen.« Sie zwinkert mir zu. »Ich weiß das. Ich habe den Klassenspiegel gesehen.«

»Also, du und Sonja sind mit meinem Aufsatz zu ihm hingegangen... und dann? Studenten sollen ihre Beiträge eigentlich persönlich einreichen.«

Sie wiegelt meinen Einwand ab. »Wir haben uns eine schulzige Geschichte ausgedacht, von wegen, dass du einen schweren Fall von Schweinegrippe hättest und in Quarantäne festsäßest.«

»Aber ich war in der Woche bei den Vorlesungen!«

»Ich weiß. Und Professor Hickler auch. Aber die Geschichte hat in seinen Augen genügend einleuchtende Glaubwürdigkeit besessen, um ein Auge zuzudrücken.«

»Ich kann das nicht glauben«, murmele ich. »Fey, du

bist einfach klasse! Du und Robin seid klasse! Wo ist Sonja? Weiß sie es schon?«

»Noch nicht.« Fey zwinkert mit den Augen. »Du bist die erste, die es erfährt, abgesehen von der Redaktion des *Daily*.« Sie hält gedankenverloren inne und fügt dann flüsternd hinzu: »Von dem, was Robin in Erfahrung bringen konnte, bist du der Favorit.«

Kapitel Zehn

(Heute)

Ich komme mit einem Keuchen zu mir.

Kalt, denke ich. So kalt.

Ich öffne meine Augen. Das Tablett mit den Speisen ist immer noch da, zusammen mit dem spöttischen Licht, welches es hell erleuchtet. Und der Vertrag. Immer dieser gottverdammte Vertrag.

Wie konnte es nur dazu kommen? frage ich mich. Ich verhungere. Ich sterbe. *Wie konnte ich so tief fallen?*

Es begann alles mit diesem Preis. Der hat mich nach Kalifornien gebracht. Wenn ich damals gewusst hätte, wo das hinführen würde...

Aber natürlich habe ich das nicht. Niemand hätte das wissen können.

Ich schlinge meine Arme um mich selbst und frage mich, wie es Fey und Sonja geht. Ich frage mich, wann die

beiden das letzte Mal an mich gedacht haben. Sie waren ziemlich niedergeschlagen, als ich sie angerufen habe, um ihnen zu sagen, dass ich das Jahr über in Kali bleiben würde, um mein Praktikum fortzusetzen.

Sie denken immer noch, dass ich das tue. Als der Vertrag geplatzt ist und ich kein Einkommen, keine Bleibe und nichts als Schulden hatte, hat mein verfluchter Stolz mich davon abgehalten, sie anzurufen und ihnen die harte Wahrheit zu gestehen.

Ich wette, sie denken, dass ich hart arbeite und das Leben genieße, das ich mir immer gewünscht habe. Sie glauben wahrscheinlich, dass ich es mit meinem \$120.000-Vertrag von der Unternehmensberatung geschafft habe. Sie glauben wahrscheinlich, dass ich sie *vergessen* habe, weil ich mich so lange nicht gemeldet habe.

Der letzte Gedanke macht mich traurig.

Aber den Arbeitsvertrag anzunehmen, war logisch. So viel Geld wird einem frischgebackenen Absolventen einer Eliteuniversität nur alle Jubeljahre angeboten. Es wird *niemals* einer Praktikantin in Aussicht gestellt – besonders

nicht einer, die noch nicht einmal ihr Diplom erworben hat.

Ich wusste, es war zu gut, um wahr zu sein.

Aber, als ich das Angebot in meinen Händen hielt, als ich das Gewicht des Papiers spürte und an die Freiheit dachte, die dieses Geld mir bringen würde... konnte ich nicht nein sagen.

Es schien zu dem Zeitpunkt eine einfache Entscheidung zu sein. Den Arbeitsvertrag unterschreiben. Ein Jahr beurlauben lassen. Im nächsten Herbst nach Yale zurückkehren. Meinen Bonus verdienen – der weitere fünfzig Prozent hätte ausmachen können! – und 2014 wieder auftauchen, mit \$90.000 weniger Schulden, nach Abzug der Steuern.

Es schien so einfach, bis das Ganze geplatzt ist.

Kapitel Elf

(Fünf Monate früher)

Es ist Mai. Die Sonne strahlt, und die Vögel zwitschern.

Aber der Campus kommt mir wie ein Friedhof vor.

Heute ist der letzte Prüfungstag. Wo man auch hinschaut, trotten übermüdete Studenten wie eine Herde Vieh hin und her. Die wenigen Glücklichen, die bereits letzte Woche ihre letzten Prüfungen hatten, haben den Campus längst verlassen.

Ich nicht. Lilly Ryder ist einer der Zombies.

Fey plappert mir ins Ohr. Sie ist einer der wenigen Menschen, die ein Lächeln auf dem Gesicht haben. Das ist schon seit letzter Woche der Fall, seitdem Robin ihr einen Antrag gemacht hat. Sie hat »Ja« gesagt.

»Lilly. Lilly, hörst du mir überhaupt zu?«

»Hä? Was? Ich...« Ich schüttele den Kopf. »Nein.«

Sie schnalzt verärgert mit der Zunge. »Ich sagte, da Robins Eltern in Oregon leben, werden wir eine Reise die Küste runter machen und dich besuchen, wenn ich diesen Sommer dort hinfahre.« Sie strahlt. »Ist das nicht toll?«

Ich täusche ein Lächeln vor. Normalerweise wäre ich von ihrer Ausgelassenheit begeistert. Aber heute bin ich voller Sorge.

Nach der heutigen Prüfung habe ich genau zwei Stunden Zeit, um meine Sachen zu packen und zum Flughafen zu eilen. Das kleine Zubringerflugzeug wird mich zum Logan International Airport bringen, wo ich laufen – nein, sogar regelrecht *rennen* muss – um meinen Anschlussflug nach San Francisco zu erreichen.

Selbst wenn ich am Ende neben einer Mutter mit ihrem plärrenden Baby sitzen muss, wird der sechsstündige Flug verglichen mit der *ZACK-ZACK-ZACK* Hektik, die ich in den letzten zwei Wochen auf dem Campus ertragen musste, ein wahrer Segen sein.

April war wie ein Wirbelwind. Ich habe den Barker-Preis gewonnen. Offiziell ist das Ansehen Belohnung

genug, aber ein Vorteil, der normalerweise nicht erwähnt wird – und der mir erst bewusst wurde, *nachdem* mir das Zertifikat übergeben worden war – ist, dass durch diese Auszeichnung die besten Unternehmensberatungen des Landes auf einen aufmerksam werden.

Im Laufe einer Woche erhielt ich drei unterschiedliche unerwartete Praktikums-Angebote der renommiertesten Firmen in Amerika. Vergiss Bain und McKinsey! Dieses waren Firmen, in die man nur hineinkommt, wenn man Sohn oder Tochter einer der Geschäftsführer ist.

Zu sagen, dass ich von diesen Angeboten geblendet war, ist eine Untertreibung.

Ich hatte noch nie zuvor über ein Sommer-Praktikum nachgedacht. Ich hatte es immer vorgezogen, irgendwo für den Mindestlohn zu arbeiten, wo ich meinen Verstand während der geheiligten Sommermonate abschalten konnte. Frikadellen umzudrehen bietet vielleicht keine optimalen Arbeitsbedingungen, aber ich brauchte die Zeit, um mich auf ein weiteres Jahr an der Uni vorzubereiten.

Die ersten zwei Angebote habe ich sofort abgelehnt, da

sie mit zu vielen Arbeitsstunden verbunden waren. Aber das dritte... das dritte fiel mir ins Auge.

Es war im herrlichen, sonnigen Palo Alto. Ich würde mit einem Team zusammenarbeiten, welches neue Werbekampagnen für die reichsten Unternehmen der Welt entwickelte.

Ich habe noch nie zuvor eine Chance gehabt, meine kreative Ader unter Beweis zu stellen. Das Praktikum beinhaltete alles, wonach ich strebte. Ich würde mit einem Team hervorragender Leute zusammenarbeiten. Ich würde die Möglichkeit haben, meine psychologische Ausbildung in der realen Welt anzuwenden.

Ich bilde mir ein, Menschen verstehen zu können. Ich bilde mir ein zu wissen, was sie bewegt. Ich könnte all die Erkenntnisse, die ich sowohl durch mein Studium als auch in der wirklichen Welt gewonnen habe, für die Entwicklung der besten Werbekampagne einsetzen, die die Firma je gesehen hat.

Kurz gesagt, das dritte Angebot war perfekt.

Aber es anzunehmen, brachte seine ganz eigenen

Herausforderungen mit sich. Plötzlich war ich nicht mehr nur für meine sechs Uni-Kurse verantwortlich, sondern auch für die Planung und die offizielle Unterzeichnung meines Sommervertrages. Ich erhielt Anrufe von Mitarbeitern der Firma, um mir zu gratulieren. Zwei Yale-Absolventen, die frühere Mitarbeiter des Unternehmens waren, luden mich zum Abendessen ein. Und ich musste eine ganze Dankesrede für den Barker-Preis schreiben...

Ich tat das am Morgen der Preisverleihung.

Zu sagen, dass ich mich so fühle, als wäre ich an dem Morgen von einer ganzen Herde von Rindern niedergetrampelt worden, ist eine Untertreibung.

»Nun, freust du dich nicht?«, fragt Fey mich.

»Bin total begeistert«, seufze ich.

Sie hält an, nimmt meinen Arm und dreht mich zu ihr hin. »Lilly.« Sie sagt meinen Namen mit Nachdruck. »Bist du sicher, dass der Druck nicht zu viel für dich ist? Du hast immer so hart gearbeitet. Du verdienst eine Pause. Dieser Sommer *muss* nicht nur Arbeit für dich bedeuten. Denk daran – dieses ist der letzte Sommer, in dem wir

jung sein können, bevor die Verantwortung der wirklichen Welt auf uns einprasselt. Vielleicht können wir stattdessen mit dem Rucksack durch Europa ziehen – nur du, ich und Sonja? Meine Eltern würden gern dafür aufkommen –«

»Nein.« Ich unterbreche sie. »Fey, ich kann nicht noch mehr Geld von ihnen annehmen. Das wäre nicht richtig.«

»Komm schon! Sie lieben dich. Dafür sind Freunde der Familie doch da. Erinnerst du dich an Silvester?«

Das tue ich. Feys Eltern hatten mich und Sonja eingeladen, sie zu besuchen, und haben uns dann mit einer voll bezahlten einwöchigen Reise nach Whistler in Kanada zum Skifahren überrascht. Sonja und ich hatten keine Ahnung davon. Wir vermuten aber, dass Fey eingeweiht gewesen war.

»Ja«, sage ich, »und ich fühle mich immer noch schlecht, dass ich bisher nicht in der Lage war, ihnen das Geld dafür zurückzuzahlen.«

Fey macht wieder dieses verärgerte Geräusch. »Wie oft muss ich es dir noch sagen? Du schuldest ihnen gar nichts. Familienfreunde tun diese Dinge füreinander.«

»Nicht, wo ich herkomme«, murmele ich. Fey runzelt die Stirn, und ich fahre schnell fort. »Ich kann jetzt nicht mehr absagen. Ich brauche das Geld, um meine Schulden abzubezahlen. Kannst du dir vorstellen, wie schlimm es sein wird, wenn ich achtzig Prozent meines Einkommens für fünf, ach, was rede ich, zehn Jahre, nachdem ich meinen Abschluss gemacht habe, dafür aufwenden muss? Auf diese Weise bekomme ich wenigstens einen Vorsprung.«

Fey kaut gedankenverloren an der Innenseite ihrer Lippe.

»Okay«, sagt sie schließlich. »Ich weiß, wie entschlossen du bist, es alleine zu schaffen.« Sie drückt mich in einer kurzen Umarmung. »Aber wenn irgendetwas schief geht, will ich, dass du mich als erstes anrufst, verstanden?«

»Versprochen«, sage ich lächelnd.

Kapitel Zwölf

(Heute)

Ich habe dieses Versprechen nicht gebrochen.

Ich habe es einfach nur vermieden. Als die Dinge anfangen, schief zu gehen, habe ich überhaupt niemanden angerufen.

Ein bisschen Speichel verfehlt seinen Weg, und ich fange an, heftig zu husten. Meine Eingeweide verkrampfen sich, und ich schreie. Ich fühle mich wund, ausgezehrt und sehr, sehr dünn. Mein ganzer Körper siecht in diesem Gefängnis dahin.

Ich huste weiter und werde von Krämpfen geschüttelt, bis der Anfall schließlich vorbei ist. Mein Hals fühlt sich kratzig und wund an. Ich schmecke Metall in meinem Mund. Ich brauche kein Licht, um zu merken, dass ich Blust huste.

Und ich bin stolz darauf, andere Menschen zu

verstehen?

Ich lächle höhnisch über die Naivität, die ich einmal an den Tag gelegt habe. Man kann jedes Psychologie-Buch der Welt lesen und trotzdem von der Grausamkeit überrumpelt werden, die im Herzen der Menschen lauert.

Ich stoße an meine Grenzen. Ich bin eine Frau am Rande des Abgrunds. Ich weiß, dass ich momentan nur zwei Möglichkeiten habe:

Sterben oder den Vertrag unterzeichnen.

Kapitel Dreizehn

(Einen Monat früher)

Ich bin ganz schön sauer. Ernsthaft, ich bin stinksauer.

Ich gehe unruhig in dem vornehmen Innenstadt-Apartment auf und ab, welches die Unternehmensberatung mir zur Verfügung gestellt hat, schockiert und wütend über das, was ich gerade erfahren habe.

»Miss, sind Sie noch da?«

»Ja, ich bin noch da!«, fauche ich ins Telefon. »Ich bin hier in Palo Alto, weil *Ihre Firma* mir einen Job angeboten hat. Wo zum Teufel sollte ich sonst sein?«

»Ich kann mir vorstellen, dass dieses eine schwierige Situation für Sie sein muss. Ihre Abfindung enthält bestimmte Leistungen –«

»Wagen Sie es JA nicht, mir diese Leistungen schmackhaft zu machen!«, explodierte ich. »Ich kann so gut wie jeder andere lesen. Sieben Tage Kündigungsfrist?

Wollen Sie mich verarschen? Das sind sieben Tage, um –«, ich merke, wie ich mich immer mehr von meiner Laune treiben lasse.

Ich höre auf, atme tief ein, und fahre mit einer aufgesetzt süßen Stimme fort. »Sieben Tage, um ›die Räumlichkeiten zu verlassen«, was schon fast an eine Zwangsräumung grenzt. Wo soll ich denn dann hin, hä? Sagen Sie mir das mal. Das Semester hat bereits begonnen, und Yale akzeptiert keine Nachmeldungen!«

Es hat keinen Sinn. Am Ende des Satzes schreie ich sie schon wieder an.

»Miss Ryder, ich leite die Informationen, die mir gegeben wurden, einfach nur weiter. Ihnen ist klar, dass ich keine Befugnis habe, die Dinge zu ändern?« Der Ton, den die Frau anschlägt, um diese Frage zu stellen, soll mir ganz klar das Gefühl geben, ein Trottel zu sein.

»Und *Ihnen* ist klar, dass ich nicht einfach aufgeben werde und diese Art von Behandlung wie ein geprügelter Hund hinnehmen werde! Sagen Sie Ihrem Vorgesetzten, dass er mich morgen früh in seinem Büro erwarten kann,

um einen Ausgleich für die rechtswidrige Verletzung des Vertrages zu fordern!«

Ich presse meinen Daumen auf das »Beenden«-Symbol auf dem Bildschirm und werfe das Handy quer durchs Zimmer. Es verursacht eine Delle in der Wand und fällt dann in Scherben auf den Boden.

Gut. Mir ist danach, Dinge zu zerschmettern.

Das war zweifellos der schlimmste Anruf meines Lebens.

Ich werfe mich aufs Sofa, vergrabe meinen Kopf in den Kissen und gebe dann einen unglaublich langen Frustschrei von mir.

Noch vor drei Wochen war ich ein wichtiges Mitglied eines professionellen Teams, welches für die Entwicklung einer weltweiten Werbekampagne für die bevorstehende Markteinführung eines neuen Technologieprodukts zusammengestellt worden war. Eine Kombination aus Apple TV, Roku und all den hochwertigen Videospiel-Konsolen, die seit der Einführung der Xbox in 2005 so beliebt sind. Sie hatte das Potenzial, die Welt im Sturm zu

erobern.

Ich war ein wichtiges Mitglied der Leitung für die gesamte Werbekampagne. *Ich* war diejenige mit den wertvollsten Einblicken, den aufregendsten Ideen. *Alle* im Team wussten das. Ich kam mit meinen Kollegen hervorragend zurecht. Und obwohl ich nur eine Praktikantin und die anderen normale Angestellte der Firma waren, fühlte ich mich ihnen in keinsten Weise unterlegen.

Vor zwei Wochen endete mein Sommerpraktikum. Obwohl unsere Arbeit alles andere als beendet war, war ich sehr stolz auf meinen Beitrag. Ich dachte, dass ich ein glühendes Empfehlungsschreiben von meinem Chef erwarten könnte.

Was ich stattdessen bekam, hat mich umgehauen: ein Angebot, ein ganzes Jahr in der Firma zu verbringen und die Werbekampagne bis zu ihrer Markteinführung zu begleiten. Der Wert des Angebots: \$120.000 *Grundgehalt*, plus weitere fünfzig Prozent Leistungsbonus.

Sollte ich den Bonus bekommen, könnte ich meine Schulden von den Studiengebühren in nur zehn kurzen Monaten fast ganz abbezahlen!

Natürlich habe ich unterschrieben. Mir wurde sogar eine Unterkunft für meinen gesamten Aufenthalt angeboten, nicht einmal einen Block von dem Hauptsitz in Palo Alto entfernt. *Dieser* Anreiz war noch einmal dreißig- oder vierzigtausend wert.

Der Papierkram war innerhalb von zwei Tagen erledigt. Ich schickte eine E-Mail an meinen Dekan, um ihm mitzuteilen, dass ich mich für ein Jahr beurlauben lassen würde. Er antwortete mir umgehend und sagte mir, dass er sich sehr für mich freuen würde, und erinnerte mich daran, dass ich im nächsten Jahr gerne wiederkommen dürfte. All die Eliteuniversitäten sind ziemlich gut mit solchen Dingen. Ihnen ist daran gelegen, eine perfekte Absolventenquote beizubehalten.

Als nächstes kam der harte Teil: Sonja und Fey anzurufen und ihnen mitzuteilen, dass ich unsere Wohngemeinschaft verlassen müsste. Ich hatte erwartet,

dass sie ganz schön sauer sein würden.

Aber stattdessen, wie die guten Freundinnen, die sie nun einmal sind, sagten sie einfach nur, dass sie unglaublich glücklich für mich wären.

Es fühlt sich wie ein Traum an, der wahr geworden ist.

All das hat mich hierher gebracht.

Während der letzten paar Tage hatte die Kommunikation zwischen dem Kunden und meinem Team mehr und mehr abgenommen. Ich habe die Warnzeichen ignoriert. Solche Dinge sind von Zeit zu Zeit durchaus üblich. Dieses sind immerhin riesige internationale Unternehmen. Egal, wie viel sie meiner Firma zahlen, sie haben auch noch andere Produkte und andere Aufgaben, um die sie sich kümmern müssen.

Es war schlimmstenfalls nur ein bisschen ärgerlich. Nichts, worüber man sich sorgen müsste.

Zumindest bis mein Teamleiter mich heute Mittag früher nach Hause geschickt hat.

Er sagte, dass alle von uns hart gearbeitet und eine

Pause verdient hätten. Da es Freitag war, würden wir quasi ein dreitägiges Wochenende bekommen.

Das hätte bei mir die Alarmglocken auslösen müssen. Aber es war ja nicht so, dass ich die einzige war, die gebeten wurde zu gehen. Das ganze Team wurde früher nach Hause geschickt. Wir machten Pläne, uns am Abend in einer schicken, angesagten Bar zum Essen zu treffen.

Keine große Sache, dachte ich... bis ich vor fünf Minuten den Anruf von der Personalabteilung erhielt.

Der Kunde ist ausgestiegen. Das Projekt ist vorbei. Ich würde Gehalt bekommen, anteilsmäßig, für die zwei Wochen, die ich gearbeitet habe. Aber mehr nicht. Ich hätte eine Woche, das Apartment zu räumen.

Es fühlt sich so an, als würde meine ganze Welt um mich herum zusammenbrechen. Leb wohl, finanzielle Unabhängigkeit. Leb wohl, Beginn eines neuen Lebens. Leb wohl, wunderschönes Palo Alto.

Innerhalb von dreißig Sekunden wurde mir gesagt, dass ich jetzt obdachlos und arbeitslos bin und absolut nichts und niemanden habe, an den ich mich wenden könnte.

Yale akzeptiert keine Nachmeldungen. Auf keinen Fall. Niemals. Selbst zum Sommersemester zurückzukommen, wäre schon schwierig genug. Sie haben ihre Studenten gern vom Beginn des Jahres an dort. Sie geben sich große Mühe, eine heimelige Gemeinschaft aufzubauen, und sie lassen sich nicht gern mitten im Jahr von Neuankömmlingen stören.

Darüber hinaus kommen die meisten Studenten in Yale aus reichen Familien. Es ist nicht so, dass es den anderen besonders wehtun würde, wenn sie in das gleiche Loch wie ich fallen würden.

Zu spät wird mir die erbärmliche Sinnlosigkeit meiner Drohung klar. Wenn ich morgen früh vor dem Büro meines Chefs auftauche, werde ich zwei ganze Tage warten müssen, ohne eine Seele zu erblicken.

Das Gebäude ist am Wochenende geschlossen.

Ich schreie in die Kissen, bis meine Stimme heiser ist.

Wo soll ich hin? Was soll ich tun? Meine Mutter –
Nein. Sie ist vielleicht die einzige Familie, die ich

habe. Aber ich werde *nicht* zu ihr zurückkriechen. Wir haben in den letzten fünf Jahren nicht miteinander gesprochen. Sie ist für die Kluft zwischen uns verantwortlich. Es ist an ihr, diese Kluft zu schließen. Ich habe mir selber versprochen, dass ich niemals wieder für ihre Fehler geradestehen werde.

Was bedeutet das nun für mich?

Pleite, arbeitslos und hoch verschuldet. Das bedeutet es!

Schlimmer noch, ich habe nun auch noch die nächsten zwölf Monate meines Lebens verloren. *Puff!* Sie sind weg, einfach so. Ich kann nicht zur Uni gehen. Ich kann mich nicht mit etwas befassen, was mir in der Zukunft helfen wird.

Aber ich habe immer noch die Absicht, mich an die andere Sache zu halten, die ich gesagt habe. Ich werde nicht aufgeben und dieses ohne einen Kampf hinnehmen.

Sie werden Lilly Ryder tretend und schreiend durch die Hölle ziehen müssen, bevor sie nachgibt.

Kapitel Vierzehn

(Heute)

Ich komme mit einem Schaudern zu mir.

Es ist dunkel. Es ist immer so dunkel.

Ich kann die gesamte linke Seite meines Körpers nicht spüren.

Scheiße.

Ich habe darauf gelegen und die Blutzirkulation abgeklemmt.

Ich versuche, mich hinzusetzen und mich gegen das Schwindelgefühl, das mich überkommt, zu wehren. Ich sehe weiße Flecken. Schlimmer noch, das Licht und das Tablett mit dem Essen sind verschwunden.

Ich versuche, nicht darüber nachzudenken, was das bedeuten könnte. Ist es vorbei? Ist der Vertrag vom Tisch?

Habe ich... gewonnen?

Das einzige, was du gewonnen hast, ist ein langer, grausamer Tod, spottet die Stimme in meinem Kopf. Gut gemacht, Lilly!

Nein! Ich schüttele den Kopf. Nein! Ich will nicht sterben.

Der Vertrag verspricht fünf Jahre Knechtschaft vor meiner Freilassung?

Okay. Okay! Ich tue es. Ich bin weit mehr als nur verzweifelt.

»Hallo?« kreische ich. Meine Stimme ist schwach und leise. »Hallo? Ist da jemand?«

Ich bekomme keine Antwort.

»Hallo? Kann mich jemand hören?«

Ich warte fünf lange Atemzüge. Zehn. Zwanzig. Dreißig.

Die Lichter bleiben aus. Ich versuche aufzustehen, in der Hoffnung, den Bewegungsmelder auszulösen – und falle nur flach auf mein Gesicht.

Auf dem Boden angekommen, kann ich nichts mehr

spüren. Weder Kälte, noch Schmerzen noch Hunger haben Bedeutung für mich. Ich existiere nur in einer schwarzen Leere.

Ich sehne mich so sehr nach menschlichem Kontakt. *Irgendeinem* menschlichen Kontakt. Was ist das Leben wert ohne Freude, Wärme, Liebe?

Wie kann ich die bröckelnden Teile von mir zusammenhalten? Wie kann ich meinen Verstand an einem Ort bewahren, der dafür angelegt wurde, meinen Willen komplett zu brechen?

Augen geschlossen oder offen, es macht keinen Unterschied. Ich bin taub. Ich bin vergessen.

Ich bin nichts.

Kapitel Fünfzehn

(Einen Monat früher)

Ich stolziere am Montagmorgen aus meiner Besprechung mit dem Leiter der Personalabteilung. Die warme Morgensonne kann das Eis in meinen Adern nicht schmelzen.

Meine Stimmung ist noch schlechter als sie bei meiner Ankunft war. Ich musste nicht nur fast eine Stunde lang in der Firma warten, *in der ich einmal gearbeitet habe*, sondern ich wurde so einfach weggeschickt, wie ein kleines Mädchen, das an der Tür klingelt, um Limonade zu verkaufen. Man bedenke, dass das der *gleiche* Personalleiter war, der mich zu Beginn des Sommers so herzlich begrüßt hat!

Offensichtlich erstreckt sich professionelle Höflichkeit nur auf die *aktuellen* Mitglieder des Unternehmens.

Schlimmer noch, ich hatte das Gefühl, dass das Arschloch dachte, er täte mir einen Gefallen, indem er

mich überhaupt empfangen würde. *Ha!* Er hat dann angefangen, alle Klauseln in meinem Vertrag aufzuzählen, die diese Art von Kündigung rechtskräftig machen – die Klauseln, denen ich in meiner Euphorie keine Beachtung geschenkt habe, als ich den Vertrag unterschrieben habe.

So sehr es auch wehtut, es zuzugeben, alles wurde streng nach Vorschrift abgewickelt. Der Kunde hat einen Rückzieher gemacht – nicht die Schuld meiner Firma – und das gesamte Projekt hörte auf zu existieren. Als der einzige Praktikant im Team habe ich den Kürzeren gezogen. Die Vollzeit-Mitarbeiter wurden einfach anderen Projekten zugeteilt. Ich wurde ohne mit der Wimper zu zucken auf die Straße gesetzt.

Ich bin wütend. Aber ich bin auch entschlossen. Entschlossen... *etwas* zu tun. Ich habe einen Gehaltscheck über \$2.300 für die Arbeit, die ich geleistet habe. Das ist wenigstens etwas. Ich habe außerdem eine Firmenkreditkarte mit einem Limit von fünfzigtausend Dollar.

Ich vermute, ich habe einen Tag, vielleicht auch zwei,

bis sie gesperrt wird.

Meine erste Amtshandlung ist, mir ein neues Handy zu besorgen. Ich betrete das Apple-Geschäft und lasse den Mitarbeiter die Karte mit dem neuesten, teuersten iPhone belasten. Ich halte die Luft an, als er die Karte durchzieht und atme dann erleichtert aus, als die Zahlung genehmigt wird.

Ich entscheide, mein Glück auf die Probe zu stellen und bitte ihn, ein MacBook zu meinem Einkauf hinzuzufügen. Ich brauche es nicht, aber ich denke mir, ich kann es auf eBay versteigern und wahrscheinlich den vollen Preis dafür bekommen, so dass ich einen weiteren Tausender in meiner Tasche habe.

Als ich eine halbe Stunde später bei Starbucks bezahlen will, ist die Karte gesperrt. Ich zahle bar und verlasse schnell das Café.

Als ich in meine Wohnung zurückkehre, mache ich auf dem Esstisch Platz und beginne, einen Plan zu entwerfen. Ich habe noch vier Tage, bevor meine Schlüsselkarte nicht mehr funktioniert. Das sind vier Tage, um herauszufinden,

was zum Teufel ich tun soll.

Nach Yale zurückzukehren ist nicht möglich – zumindest nicht bis Januar. Ich schaue mir die Website für die Zulassungen an und blättere durch die lästigen Anforderungen, die zu erfüllen sind, um mitten im Jahr zurückzukommen. Diese Einschränkungen existieren aufgrund der begrenzten Wohnmöglichkeiten auf dem Campus. Meine einzige Chance besteht darin, dass jemand sich entschließt, sich beurlauben zu lassen. Das ist größtenteils Glückssache.

Ich streiche diese Möglichkeit von meiner Liste. Das ist mir zu unsicher.

Ich beginne, über Jobs nachzudenken, für die ich geeignet sein könnte. Ich weiß, dass nur wenige angesehene Firmen eine Kandidatin ohne Abschluss für einen Job in Betracht ziehen würden. »Wenige« wird zu »keine«, wenn die Bedingung, dass die Beschäftigung bis zum Beginn des nächsten Schuljahres befristet wäre, ins Spiel gebracht wird.

Natürlich könnte ich lügen und sagen, dass ich nach

etwas Dauerhaftem suche. Aber das würde mir schäbig vorkommen.

Wie wäre es mit einer freiberuflichen Tätigkeit? Nachhilfeunterricht geben? So etwas in der Art?

Ich runzle die Stirn und schüttele den Kopf. Diese Jobs bezahlen vielleicht ein bisschen mehr als den Mindestlohn, aber sie sind sehr unsicher. Was ist, wenn ich kein Glück habe und keine Arbeit finde? Ich brauche etwas, das garantiert ist.

Meine einzige wirkliche Möglichkeit ist ein schlecht bezahlter Kellner-Job.

Wie meine Mutter:

»Verdammt!« Ich schlage mit meiner Handfläche auf den Tisch. Der Laptop springt nach oben. Mein größtes Ziel im Leben ist die komplette Selbstversorgung. Keine Abhängigkeit. Keine Bedingungen. Ich will meine eigenen Entscheidungen treffen und die *Kontrolle* über mein Leben haben.

Ich sehne mich danach. Nachdem ich mit einer

ungebildeten Mutter aufgewachsen bin, weiß ich, wie schwierig es ist, ohne Abschluss einen Job zu finden. Ich habe meine Teenagerjahre gehasst. Das war, als meine Mutter angefangen hat zu trinken. Nach Paul. Wir waren immer von der Gnade von Vermietern und Gläubigern und schleimigen Ex-Freunden abhängig, denen sie Geld schuldeten.

Der Schlüssel zur Kontrolle liegt in einer Ausbildung. Wenn meine Mutter mir irgendetwas beigebracht hat, ist es das – und sei es nur, indem sie mir die Kehrseite der Medaille gezeigt hat.

Das ist auch der Grund, warum ich mich an der Uni so anstrenge. Mit einem Abschluss bekomme ich Möglichkeiten und damit Autonomie. Und ich *werde* meinen Abschluss machen.

Das Problem ist nur: Für das nächste Jahr werde ich gezwungen sein, in die Fußtapfen meiner Mutter zu treten.

Das Festnetz-Telefon des Apartments klingelt und reißt mich aus meinen Gedanken. Ich schaue das Telefon verwundert an. Wer könnte das sein? Ich habe die Nummer

niemandem gegeben. Verdammt, ich kenne sie nicht einmal.

Ich nehme den Hörer ab. »Hallo?«

Eine fröhliche, junge weibliche Stimme begrüßt mich.

»Guten Tag, spreche ich mit Lilly Ryder?«

»Ja«, sage ich.

»Oh. Wow! Ha, ha. Ich habe jedes Apartment-Gebäude in der Gegend angerufen, um Sie zu finden!«

»Ist das so?«, frage ich verwirrt.

»Oh, ja. Dies ist meine erste Woche in diesem Job, und ich versuche immer noch, den Dreh rauszubekommen. Man könnte meinen, ein Telefon zu bedienen sei einfach. Aber in diesem Büro gibt es so viele blinkende Lichter und piepende Dinger und irgendwie hundert verschiedene Leitungen, die man auseinanderhalten muss...«, sie verliert sich und kichert. »Ich habe so viele Nachrichten auf verschiedenen Anrufbeantwortern hinterlassen und nach Ihnen gefragt, und nun muss ich den Preis dafür bezahlen. Ich bekomme Dutzende von Rückrufen von

verschiedenen Leuten, die alle verwirrt darüber sind, was vor sich geht –«

»Einen Augenblick«, sage ich. Das Mädchen spricht viel zu schnell, und nichts von alldem, was sie sagt, ergibt einen Sinn. Und trotzdem bringt mich etwas an ihrer Begeisterung zum Lächeln.

»Wer sind Sie? Warum suchen Sie nach mir?«

»Oh. Oh!« Sie klingt erschrocken und scheint sich dann zu erinnern. »Jeremy sagt immer, ich würde abschweifen«, gibt sie zu, bevor sie ihre Stimme um eine Oktave senkt und einen Hauch langsamer spricht. Sie räuspert sich. »Ich rufe im Auftrag von Mr. Stonehart an, Vorsitzender und Geschäftsführer von Stonehart Industries.«

Ich schnappe nach Luft. Das Geräusch muss laut genug sein, um es am anderen Ende der Leitung zu hören, denn sie kehrt zu ihrer eigentlichen Stimme zurück und fragt fröhlich: »Oh, Sie haben von uns gehört?«

»Ja, ich habe von Ihnen gehört«, antworte ich atemlos.

Stonehart Industries ist der Konzern, zu dem das High-

Tech Unternehmen gehört, für welches meine Firma die Werbekampagne entwickelt hat.

Stonehart Industries ist außerdem ein vollständig privates Unternehmen und *äußerst* verschwiegen, was seine Geschäftsabläufe angeht. Die meisten Menschen wissen nicht einmal, dass es existiert, aber es hat seinen Geschäftsfinger in allen möglichen Branchen, angefangen bei dem Abbau von Mineralien über die Entwicklung von Medikamenten bis hin zu der Produktion von Lebensmitteln und wer weiß, was sonst noch alles. Wenn man ein amerikanisches Handelsprodukt benutzt, welches innerhalb der letzten zehn Jahre auf dem Markt eingeführt wurde, ist es sehr wahrscheinlich, dass Stonehart Industries auf die eine oder andere Weise seine Finger im Spiel hatte.

»Was ich nicht verstehe«, fahre ich fort, »ist, warum Sie mich anrufen.«

»Oh, das ist ganz einfach«, antwortet das Mädchen kess. »Mr. Stonehart hat erfahren, was Ihnen zugestoßen ist. Er hat von der vielversprechenden jungen Frau gehört,

deren Pläne abrupt beendet wurden, als ZilTech die Marketingkampagne für sein neues Fernsehprodukt beendet hat. Er möchte Ihnen seine aufrichtige Anteilnahme aussprechen.«

Das ist das Lächerlichste, was ich je gehört habe.

»*Soll das ein Witz sein?*«, frage ich und werde plötzlich wütend. »Amy? Bist du das? Spielst du mir hier irgendeinen Streich?«

Amy war die einzige in der Firma, mit der ich mich nicht verstanden habe. Irgendetwas an meiner Gegenwart kam ihr wohl bedrohlich vor oder irgendein anderer Unsinn.

»Kein Witz, Miss Ryder«, sagt das Mädchen schnell.
»Mr. Stonehart sagt –«

»Es ist mir *egal*, was ›Mr. Stonehart‹ sagt«, fauche ich. Dies ist mehr als beleidigend. »Ich will kein falsches Mitleid oder irgendeinen anderen Scheiß hören. Wenn es ›Mr. Stonehart‹ tatsächlich leid tut, wird er den Vertrag wieder in Kraft setzen und dafür sorgen, dass ich meinen Job wiederbekomme!«

Ich knalle den Hörer mit so einer Wucht auf, dass ein Riss auf dem Glastisch entsteht. *Gut.*

Das Gespräch hat mich ziemlich verärgert. Ich bin mir sicher, dass Amy dahintersteckt, um Salz in meine Wunden zu streuen.

Als wenn der Geschäftsführer eines milliardenschweren Unternehmens sich einen Scheiß dafür interessieren würde, was mit mir geschieht!

Gerade als ich mich abwende, klingelt das Telefon erneut. Ich ziehe in Erwägung, es zu ignorieren, aber mir ist danach, jemanden anzuschreiben.

Ich nehme den Hörer ab und stoße das Gerät dabei um.
»Amy, ich schwöre bei Gott, wenn ich herausfinde, dass du das bist –«

»Lilly.« Eine dunkle, tiefe Stimme antwortet mir. Ich habe diese Stimme noch nie zuvor gehört. Aber die zwei Silben meines Namens genügen, um mich verstummen zu lassen. Ich nehme einen unterschwelligen Befehlston wahr, dem ich ganz natürlich einfach gehorchen möchte.

Ich habe meinen Namen noch niemals vorher auf diese Weise ausgesprochen gehört.

»Sie *sind* Lilly Ryder, oder?«

»Ja«, flüstere ich. Die Stimme des Sprechers ist gleichzeitig rauchig und glatt. Man nehme einen Teil Morgan Freeman und mische ihn mit einem Teil Sean Connery, und das würde der männlichen Kraft in *dieser* Stimme immer noch nicht das Wasser reichen.

Sie genügt, um mein Innerstes mit der inständigsten Art von Verlangen verkrampfen zu lassen.

»Gut. Lilly, mein Name ist Stonehart. Meine Sekretärin hat Sie angerufen. Aber ich habe das Gefühl, dass sie keinen besonders überzeugenden Eindruck hinterlassen hat?«

Ich stammele etwas Unverständliches, betroffen darüber, tatsächlich mit *dem* Stonehart von Stonehart Industries zu sprechen. Mein Instinkt sagt mir, dass dieses kein Witz mehr ist.

»Ich werde mich kurz fassen«, fährt er fort. »Ich habe

gehört, was passiert ist. Ich möchte Ihnen eine Wiedergutmachung für den Schaden anbieten, den Sie durch meine Entscheidung erlitten haben. Kommen Sie am Donnerstagmorgen in mein Büro. Mein Fahrer wird Sie um acht Uhr vor Ihrer Wohnung erwarten. Er wird Sie hierher und auch wieder zurückbringen. Sie kennen mich noch nicht. Aber Sie werden merken, dass ich zu meinem Wort stehe.«

Und damit ist das Gespräch beendet.

Ich starre auf den Hörer in meiner Hand, als würden ihm gleich Flügel wachsen.

Ist das gerade wirklich geschehen?

Ich stürze mich auf meinen Computer und öffne YouTube. Ich suche nach »Stonehart Rede«.

Ich bekomme eine Menge Ergebnisse angezeigt, die meisten sind nutzlos, mit einer Ausnahme: Mr. Stonehart hält die Eröffnungsrede für die Wharton Business School in 2010.

Ich klicke auf das Video und lese mir während des

Ladens die Beschreibung durch. Offenbar ist Stonehart ein Absolvent von Wharton. Sein Unternehmen hat der Universität zwölf Millionen Dollar gespendet, um in dem Jahr einen Fond zur Bereitstellung von Stipendien einzurichten.

Das Video beginnt. Es ist wackelig und von schlechter Qualität, so dass ich den Redner nicht gut erkennen kann, aber als seine Stimme durch meine Lautsprecher hallt... erkenne ich sie umgehend wieder.

Es ist die Stimme des Mannes, der mich gerade angerufen hat.

Heilige Scheiße.

Heilige Scheiße! Der Geschäftsführer eines Riesenkonzerns hat mich gerade angerufen.

Persönlich.

Ich wandere in einer Art Betäubung in die Küche. Ich gieße mir ein Glas Wasser ein. Stelle es auf die Theke. Gehe weg.

Mein Verstand schwirrt nur so mit Fragen. Die

vorherrschende ist: »Warum?«

Warum sollte Stonehart sich Gedanken darüber machen, was mit mir passiert? Warum würde er mich persönlich anrufen?

Eine Google-Suche ergibt nichts über ihn und nur sehr wenig über sein Unternehmen. Die Website ist ein leerer Bildschirm mit den Worten »Stonehart Industries« in silbernen Buchstaben direkt in der Mitte. Mehr nicht.

Soll ich zu diesem Treffen gehen? Ich schnaube ein Lachen hervor. Ich kann es nicht wirklich ablehnen. Einen Anruf wie diesen gibt es nicht alle Tage.

Wenn ich gehe... werde ich meine Erwartungen auf ein Minimum beschränken müssen. In der Tat sollte ich gar nichts erwarten und angenehm überrascht sein, wenn etwas dabei herauskommt. Das ist allerdings ziemlich unwahrscheinlich.

Stonehart ist nicht Paul.

Bis Donnerstag bleiben mir noch zwei Tage. Das Beste, was ich machen kann, ist, meine Zukunft so zu

planen, als hätte ich diesen Anruf nie erhalten.

Ich kann mich nicht auf ihn verlassen.

Kapitel Sechzehn

(Drei Wochen früher: Donnerstagmorgen)

Ich steige vor einem hohen Gebäude aus Glas und Stahl aus der schwarzen Limousine aus. Ich trage eine Diamond Blend-Jacke von Classique Entier, einen passenden knielangen Rock und Riemen-Pumps von Attilio Giusti Leombruni. Das Treffen erforderte eine neue Garderobe. Diese hier hat mich einen ganzen Tausender gekostet.

Das ist der Grund, warum die Preisanhänger all dieser Kleidungsstücke fachmännisch in den Nähten versteckt sind.

Der Türsteher lächelt mich an, als ich eintrete. Ich lächle zurück. Meine Absätze hallen auf dem strahlenden Terrazzo-Fußboden. Jeder Schritt sendet einen selbstbewussten Ruck durch meinen Körper.

I tue so, als würde ich das Gebäudeverzeichnis durchsehen, aber ich kenne mein Ziel bereits. Stonehart Industries ist der Eigentümer dieses Gebäudes und hat

seine Büros in den obersten drei Stockwerken. Ich will nur Zeit schinden.

Ich habe keine Ahnung, was ich hier tue. Es gibt multinationale Konzernleiter, die morden würden, um jetzt an meiner Stelle zu sein. Wie oft bekommt man die Gelegenheit, den Eigentümer eines der verschlossensten und trotzdem einflussreichsten amerikanischen Unternehmen, das in den letzten zwanzig Jahren gegründet wurde, zu treffen?

Was könnte er bloß von mir wollen? Ich weigere mich zu glauben, dass dieses nur ein Akt der Nächstenliebe ist. So etwas gibt es im wirklichen Leben nicht.

Es gibt immer einen Haken.

Ich werde davon überrascht, wie eine Hand meinen Ellbogen berührt. Ich beginne, mich umzudrehen, aber die Stimme, die ich höre, lässt mich erstarren.

»Lilly.«

Oh Gott. *Er* ist es. Dieser dunkle, maskuline Tonfall ist unverwechselbar.

Was tut er hier unten?

»M-Mr. Stonehart«, stottere ich, während ich mich umdrehe. Ich verfluche meine Unfähigkeit, meine Überraschung zu verbergen. Er hat mich total überrumpelt. Ich muss nach oben schauen, um ihm in die Augen blicken zu können. Und dann noch ein bisschen höher.

Das Gesicht, das ich sehe, ist so eindrucksvoll, dass es zu einem griechischen Gott gehören könnte.

Er ist jünger, als ich erwartet hatte. Ende dreißig, vielleicht Anfang vierzig.

Das heißt, er hat seine Firma gegründet, als er jünger war als ich!

Dunkle Linien umrahmen seine kantigen Wangen. Sein tiefschwarzes Haar fällt in langen, natürlichen Wellen. Ich würde am liebsten meine Finger hindurchgleiten lassen.

Vollkommen unangebracht.

Er hat eine markante Nase, die für einen weniger eindrucksvollen Mann möglicherweise zu groß wäre, aber an ihm ist sie perfekt.

Kurz gesagt, er verkörpert die reinste Männlichkeit, die ich je gesehen habe.

Und dann sind da noch seine Augen. Oh mein Gott. Seine Augen. Sie durchdringen mich wie rotierende Raketen. Sie sind von einem so dunklen Schwarz, wie ich es noch nie gesehen habe. Wenn sie nicht so wunderschön wären, wären sie furchterregend. Wenn das Licht auf eine bestimmte Art reflektiert wird, kann man einen kurzen Blick von dem Lila darunter erhaschen.

Sie sind wie mitternachtsblaue Saphire. Seine Augen enthüllen einen scharfen Intellekt. Diese Augen verpassen nichts.

Wenn man all das zu seiner stattlichen Größe, seinen breiten Schultern, seiner selbstbewussten-aber-trotzdem-lockeren Körperhaltung hinzufügt... stellt Stonehart eine einschüchternde Persönlichkeit dar.

Mein Blick fällt auf seine linke Hand, bevor ich mich beherrschen kann. Kein Ring. Er ist nicht verheiratet.

Er schaut erwartungsvoll an mir herab. Seine Augen verengen sich nur ein kleines bisschen, aber es kommt mir

so vor, als würde ich seziert, vermessen und in einer kleinen Ecke in seinem Gehirn abgelegt werden. Ich denke, so muss sich ein Edelstein unter einem Vergrößerungsglas fühlen, wenn er von einem der größten Kritiker begutachtet wird.

Stonehart räuspert sich. Ich schrecke auf und merke, dass ich schon seit Ewigkeiten nichts mehr gesagt habe. Ich öffne meinen Mund, aber die Fähigkeit zu sprechen scheint wie ein fremdartiges Konzept für mein Gehirn zu sein. »Ich –«

Jemand stößt mich von hinten an. Ich stolpere nach vorn. Ich bin es nicht gewohnt, diese Schuhe zu tragen, so dass meine Ferse in die falsche Richtung zeigt. Mein Knöchel verdreht sich unter mir, und ich falle.

Ich falle nicht weit. Die Hand, die sich immer noch auf meinem Ellbogen befindet, spannt sich an, und Stonehart zieht mich an sich ran.

Ich lehne mich an die solide Stahlwand, die dieser Mann seinen Körper nennt. Ich nehme den Duft *seines* Kölnischwassers wahr. Es ist ein tiefer, moschusartiger

Geruch mit einem Hauch von verkohlter Fichte, der ach-so-männlich ist. Er verwirrt meine Gedanken nur noch mehr.

»Entschuldigung!«, ruft eine gehetzte Stimme aus. Aus meinem Augenwinkel sehe ich, wie der Briefträger sich eilig entschuldigt.

Obwohl der gesamte Vorgang nicht länger als eine Sekunde dauert, kommt es mir wie eine Ewigkeit vor. Auf diese Weise gegen *ihn* gedrückt zu sein, will ich mich nicht bewegen. Mir ist klar, dass ich keinen schlechteren ersten Eindruck hätte machen können.

Stonehart schiebt mich mit einem festen, aber dennoch sanften Griff von sich weg. Unsere Blicke treffen sich. Meine Wangen färben sich leuchtend rot. Seine Finger berühren meine Stirn, als er mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht streicht.

Jede Zärtlichkeit, die ich mir eingebildet hatte, verschwindet, als Stonehart sein Handy aus der Tasche nimmt. Er hält eine Taste gedrückt und knurrt eine Anweisung. »Steven. Siehst du den Lieferungen, der

gerade geht? Lass seinen Gebäudeausweis sperren.«

Ich starre ihn an. Stonehart spricht weiter. »Warte. Mir ist noch etwas Besseres eingefallen. Verbiete seiner Firma, das Gebäude zu betreten.« Er macht eine kurze Pause. »Für wie lange? Auf unbestimmte Zeit. FedEx kann sich mit mir unterhalten, wenn sie eine besseres Verfahren zur Auswahl ihrer Angestellten haben.«

Das Telefongespräch gibt mir gerade genügend Zeit, um meine Fassung wiederzuerlangen. Mein Herz klopft immer noch wie wild. Aber das muss ja niemand wissen.

Ich spreche, ohne nachzudenken. »Sie verbieten dem gesamten Unternehmen, dieses Gebäude zu betreten, nur deswegen?«

Stonehart bedenkt mich mit einer Antwort. »Die Mitarbeiter eines Unternehmens sind seine wichtigsten Ressourcen. Ihr Verhalten spiegelt die Organisation als Ganzes wider. Wenn FedEx der Meinung ist, dass dieser Clown gut genug für sie ist, zeigt mir das, dass sie schlampig sind. Ich pflege keine Geschäftsbeziehungen mit schlampigen Unternehmen.«

»Was ist mit den anderen Mietern im Haus?«, frage ich. »Werden die nicht sauer sein?«

Als ich mich selber sprechen höre und mir klar wird, wie *unangemessen* meine Frage ist, erröte ich wieder.

Stoneharts Augen verdunkeln sich, als traute er seinen Ohren nicht. Ich öffne meinen Mund, um mich für meine Unbedachtsamkeit zu entschuldigen. Ich hasse die Art und Weise, in der sich meine Professionalität in Luft aufgelöst zu haben scheint. Ich werde von einem kurzen lauten Lachen unterbrochen.

»Miss Ryder.« Er klingt belustigt. »Ich glaube, das ist die direkteste und ehrlichste Frage, die mir jemand während der letzten Wochen gestellt hat.« Er ergreift wieder meinen Ellbogen und führt mich zu den Fahrstühlen. Ich muss zwei schnelle Schritte machen, um mit nur einem von seinen mithalten zu können.

»Ja«, fährt er fort. »Die werden ›sauer‹ sein. Aber der Vorteil eines Gebäudeeigentümers ist –«, er drückt auf den Knopf, um den Fahrstuhl zu rufen, »dass man der Herr im Haus ist.« Er wirft mir einen unleserlichen Blick zu, als

sich die Türen öffnen. »Auf die Gefahr hin, dass man von unerfahrenen Praktikanten ausgefragt wird.«

Wenn das keine spitze Bemerkung ist, dann weiß ich auch nicht. Ich erröte zum dritten Mal, seit ich ihm begegnet bin. Ich habe noch nie einen Mann getroffen, der mich so aus dem Gleichgewicht gebracht hat.

Der Aufzug ist brechend voll, wofür ich unendlich dankbar bin. Die Fahrt nach oben wird mir ein bisschen Zeit geben, mich *anständig* zu sammeln.

Dankbarkeit verwandelt sich in Panik, als sich die Menge wie auf Kommando auflöst, als Stonehart den Aufzug betritt. Keiner der Menschen, die in der Empfangshalle warten, folgen uns.

Die Türen schließen sich. Ich bin hier drinnen allein mit ihm. Mein Herz schlägt so schnell wie die Flügel eines Kolibris.

Er bemerkt, wie ich vor mich hinstarre.
»Beeindruckt?«, fragt er.

»Die kennen Sie«, bringe ich heraus.

Seine dunklen Augen funkeln vor Vergnügen.

»Scharfsinnig.«

Er streicht mit seinem linken Handgelenk über einen Scanner in der Größe einer Karte. Es ertönt ein akustisches Signal, und das Licht zur obersten Etage schaltet sich ein.

»Biometrischer NFC-Chip«, erklärt er mir beiläufig.
»Ein winziger Kern, den ich mir vor sechs Monaten habe implantieren lassen. Entwickelt von dem Forschungsteam bei ZilTech. Eines meiner Tochterunternehmen. Ich glaube, Sie haben schon mit ihm zu tun gehabt?«

Stoneharts Telefon brummt, bevor ich antworten kann. Er schaut es an, bevor er es an sein Ohr hält.

»Entschuldigen Sie.«

Ich trete einen halben Schritt zurück, so dass ich sein Profil bewundern kann, ohne erwischt zu werden. Er hat eines dieser Gesichter, die mit dem Alter immer hübscher werden. Ich versuche, die Unterhaltung nicht zu belauschen. Ich bin von der Tatsache beeindruckt, dass es ein seltenes Ereignis für ihn sein muss, den Fahrstuhl auf

diese Weise mit jemandem zu teilen.

Und alles, was du bisher getan hast, ist, dich wie ein Idiot zu benehmen, verhöhnt mich eine winzig kleine Stimme.

Der Aufzug schießt nach oben. Nur drei Etagen von unserem Ziel entfernt kommt er plötzlich zum Stillstand. Im gleichen Augenblick nimmt Stonehart das Telefon vom Ohr.

Die Türen bleiben geschlossen.

Er wendet sich mit einer raubkatzenartigen Bewegung zu mir. »Höher zu gehen erfordert einen Netzhaut-Scan«, erklärt er mir. Ich kann die Vibrationen seiner tiefen Stimme förmlich *spüren*. »Die erste Identifikation kann gefälscht sein. Bei dieser geht das nicht. Wir haben dreißig Sekunden, bevor der Fahrstuhl nach unten zurückkehrt.«

Er schaut mich an. Ich blinzele stumm.

»Sie müssen wissen«, ergänzt er, »dass ich es hasse, meine Zeit zu verschwenden.«

Er macht einen Schritt auf mich zu, als mir die Bedeutung seiner Worte bewusst wird. Nur der schmalste Streifen Luft trennt unsere Körper voneinander.

»*Lilly*.« Die Art, wie er meinen Namen ausspricht, sendet einen Schauer der Erregung meinen Rücken hinunter. Ich recke meinen Hals nach oben, um ihn anzuschauen. »*Beeindrucken Sie mich*. Beweisen Sie mir, dass ich meine Zeit nicht verschwende.«

Meine Nerven liegen mehr als blank. Meine Handflächen sind schweißgebadet. Mein Verstand sucht nach den richtigen Worten, aber findet nur Leere. *Sein* Duft füllt mit jedem Atemzug meine Lungen und zerstört meine Selbstbeherrschung.

»W-was wollen Sie?«, stammele ich.

»Ich will...«, er lehnt seine mächtigen Arme rechts und links von mir gegen die verspiegelte Wand. Ich bin gefangen. Mir stockt der Atem, als er sich nach vorne beugt und seine Wange meine berührt.

»Ich will«, grollt er in mein Ohr, »Ihren *Verstand*.«

Meine Knie werden weich. Gott sei Dank sieht er nicht, wie ich schwanke, als er sich wieder aufrichtet und mir den Rücken zudreht. Diese irrsinnige Anziehungskraft, die sich in mir ausbreitet, ist komplett falsch. Die unverständliche, dynamische Energie, die Stonehart ausstrahlt, hat mich sogar noch mehr verwirrt.

Er verschränkt beide Hände hinter seinem Rücken. »Ich will das Unternehmen an die Börse bringen«, verkündet er auf die gleiche Weise, wie ein arroganter Professor Studienanfänger ansprechen würde. »Mein Vorstand stimmt nicht mit mir überein. Aber das ist mir egal. Ich habe ihn zusammengestellt. Mir verdanken sie ihre Existenz.«

Er blickt kurz über seine Schulter. »Was sagen Sie dazu?«

»Der Vorstand –«

»Scheiß auf den Vorstand!« Stoneharts Schultern verhärten sich. »Ich will wissen, was *Sie* von meinen Wünschen halten.«

»Mr. Stonehart, ich weiß nichts über das Innenleben

Ihres Unternehmens...«

»Ja, ich bin mir dessen bewusst, *Miss Ryder*.« Er betont den Titel besonders abfällig. »Ich bin nicht auf der Suche nach der schwammigen Lehrbuch-Antwort, die ihr Unternehmensberater so gerne von euch gebt, um eure eigenen Ärsche zu retten.«

Er wirbelt herum und bohrt seine Augen in mich hinein wie ein Wahrsager. »Ich will wissen, was *Sie* denken, Lilly. Soll ich das Unternehmen an die Börse bringen? Ja oder nein.«

Ich stelle mich aufrecht hin und stelle mich der Herausforderung. »Ja.«

»Gründe. Jetzt!«

Ich hebe meinen Kopf. Unternehmensfragen wie diese habe ich erwartet. »Stonehart Industries hat das größte Portfolio an Tochtergesellschaften, das ich je gesehen habe. Investoren werden sich die Finger danach lecken, ein Stück vom Kuchen abzubekommen. Dass ein Privatunternehmen dieser Größe nach so langer Zeit an die Börse geht, ist noch nie dagewesen. Sie können Milliarden

an Eigenkapital aufbringen und Ihre wirtschaftliche Macht ausweiten. Halten Sie die Zahl der verfügbaren Aktien niedrig. Machen Sie den Besitz eines Stückchens von Stonehart Industries zu einer begehrten Ware. Und geben Sie niemals die Mehrheit auf.«

Stonehart sieht mich an. Sein gleichgültiger Gesichtsausdruck gibt nichts preis.

Ich denke, die meisten Menschen würden unter diesem Blick zusammenbrechen. Aber er hat bereits die schlechteste Seite von mir gesehen. Ich habe nichts zu verlieren.

Ich schaue ihm ins Gesicht, gerade und standhaft.

Plötzlich hebt sich sein Mundwinkel zu einem zaghaften Lächeln. Er nickt einmal. »Ich wusste, dass ich mit Ihnen die richtige Entscheidung getroffen habe.«

Er dreht sich um und nähert sich mit seinem Auge dem Scanner. Der Aufzug legt den Rest des Weges nach oben zurück.

Als er nicht hinschaut, stütze ich mich am Geländer ab.

Was zum Teufel war denn das?

Ich habe ihm gerade die blödsinnigste Antwort der Welt gegeben. Anstatt meine Annahmen herauszufordern, schien er mit meinem Geistesblitz zufrieden zu sein.

Vielleicht war es ein Test. Vielleicht war es nicht die Antwort, die wichtig war, sondern meine Reaktion auf die Situation.

Die Türen öffnen sich. Stonehart tritt zur Seite und macht mir eine Geste, ihm zu folgen. Als ich den Fahrstuhl verlasse, gleitet seine Hand über meinen Rücken.

Ich muss meine gesamte Willenskraft aufbringen, um ein zufriedenes Lächeln zu unterdrücken.

Wir gehen einen langen, makellosen Flur entlang. Eine Seite ist vom Boden bis zur Decke mit Fenstern versehen, die auf San Jose hinunterblicken. Die Aussicht ist atemberaubend.

Am Ende befindet sich der Schreibtisch einer Sekretärin, besetzt von einer jungen Blonden. Zwei riesige Eichentüren dominieren die Wand hinter ihr.

Sie steht auf, als wir uns nähern, ihr Gesicht besorgt.
»Mr. Stonehart, der Vorstand wird langsam ungeduldig –«

Er unterbricht sie mit einer knappen Geste. Sie weicht zurück. Ich erkenne ihre Stimme von dem Anruf her wieder. Aber ihr Alter macht keinen Sinn. Warum würde Stonehart jemanden einstellen, der so aussieht, als hätte er gerade die High School beendet?

Sie schaut mich an, und ihre Augen weiten sich für einen kurzen Augenblick. Als nächstes bemerke ich ein strahlendes Lächeln auf ihren Lippen. Als Stonehart und ich an ihr vorbeigehen, zwinkert sie mir ganz kurz geheimnisvoll zu, als wollte sie sagen: »Los, zeig's ihnen, Mädels!«

Stonehart hält vor den Türen an. Er nimmt seine Hand von meinem Rücken, als er seinen Anzug zurechtrückt. Er ergreift die Klinken, dreht sie, und der Lärm von einem Duzend ärgerlicher Stimmen erfüllt den Raum.

Sie verstummen sofort, als Stonehart eintritt. Alle Blicke sind auf ihn gerichtet.

Ich zähle vierzehn Männer, alle älter als er, die um

einen polierten Konferenztisch herum sitzen. Dies ist ein Eckbüro, so dass zwei der Wände aus Glas bestehen und den Horizont überblicken. Die dritte ist ebenfalls aus Glas, aber gestattet den Blick in ein geschäftiges, prächtiges, modernes Büro.

Ich werde nicht eines einzigen Blickes gewürdigt. Ich fühle mich unsichtbar.

»Meine Herren«, beginnt Stonehart. »Ich habe meine Entscheidung getroffen. Es wird keine weitere Diskussion mehr geben.«

Eine große Flut von Protesten erhebt sich und verstummt sofort wieder, als Stonehart seine Hand hebt. »Meine Mitarbeiterin hier hat mehr Mut als Sie alle zusammen.« Er schaut mich an. »Sie können noch etwas von ihr lernen.«

Stonehart drückt auf einen Knopf unter dem Tisch, und die Türen, die zu dem Rest des Büros führen, öffnen sich. »Diese Besprechung ist beendet.«

Ich beobachte diesen gesamten Austausch mit einem Gefühl der Ehrfurcht. Dieses sind ganz offensichtlich sehr

wichtige Männer. Und trotzdem übt Stonehart eine Kontrolle über sie aus, als wären sie nur Kinder.

Als der Raum leer ist, schließt Stonehart die Türen. Er geht dann auf eine Bar in der hinteren Ecke des Raumes zu. Er beugt sich nach vorn und schenkt sich selbst ein Glas Scotch ein. Als er sich umdreht, scheint er erstaunt, mich zu sehen. »Lilly. Sie sind noch hier?«

»Sie haben mich angerufen, um eine Besprechung mit mir zu vereinbaren –«

»Die hat bereits stattgefunden. Ich habe in sechs Minuten eine Telefonkonferenz.« Er geht zu seinem Schreibtisch, über dem neun verschiedene Bildschirme in einer Reihe angeordnet sind. Er schaut mich nicht noch einmal an.

»Sie dürfen das Büro auf dem gleichen Weg verlassen, auf dem Sie es betreten haben.«

Ich bin verblüfft. Der Mann hat mich hierher bestellt und mir eine Entschädigung versprochen. Er hat mich vor seinen Kollegen gelobt. Und dann schickt er mich wieder weg wie ein unerwünschtes Dienstmädchen?

»Sie haben gesagt –«

Seine dunklen Augen blitzen auf. »Stellen Sie *mich* in Frage?«

»Nein, aber ich dachte –«

»Lilly.« Er schlägt mit seiner Hand auf den Schreibtisch, so dass ich mich erschrecke. »Ich rate Ihnen, zerstören Sie nicht den Eindruck, den Sie auf mich gemacht haben. Ich wiederhole mich nur selten, aber ich werde es dieses Mal tun, um Ihretwillen.

Gehen Sie. Machen Sie mich nicht wütend.«

Dieses überhebliche Arschloch!

Dutzende von Beleidigungen gehen mir durch den Kopf. Aber ich weiß, dass alle von ihnen Perlen vor die Säue wären. Ich pruste und stolziere hinaus, während ich hinter mir die Tür mit einem befriedigenden *Wumm* zuschlage.

Ich bin schon fast am Fahrstuhl, als ich hinter mir das Klicken von Absätzen auf dem Boden höre. »Miss Ryder. Miss Ryder, warten Sie!«

Ich drehe mich um und sehe das junge Mädchen von dem Schreibtisch auf mich zu laufen.

»Fast hätte ich es vergessen! Jer – ich meine, Mr. Stonehart, bat mich, Sie über die Reservierung zum Essen heute Abend zu informieren.«

Ich schau sie an, als sei sie verrückt. »*Was?*«

»Er hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, dass er heute Abend Ihre Anwesenheit zum Essen im *Nemea* wünscht.« Sie spricht so schnell, dass es schwer ist, Ihre Worte zu verstehen. »Er bat mich, Ihnen das mitzuteilen, wenn Sie gehen, aber es ist mir fast entfallen. Gott sei Dank habe ich mich erinnert!«

Ich schüttele meinen Kopf. »Ich bezweifle, dass er mich wiedersehen will, so wie wir gerade verblieben sind.«

Die Augen der Sekretärin weiten sich. »Oh, nein, nein, Miss Ryder, Sie müssen ihn missverstanden haben. Mr. Stonehart kann manchmal sehr schwierig sein. Er bestand darauf, dass ich Sie frage. Er macht dieses Angebot nicht gerade jedem.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich meine, es ist offensichtlich, dass Sie die Tochter eines Freundes oder irgendjemand *Wichtiges* für ihn sind, sonst würde er sich nicht so um Sie bemühen.«

Ich kneife meine Augen zu. »*Sich um mich bemühen? Was meinen Sie denn damit?*«

»Huch«, stöhnt sie. »Vielleicht hätte ich Ihnen das nicht sagen sollen. Naja«, zwinkert sie mir zu, »dann ist das halt unser kleines Geheimnis. Okay, nur damit Sie Bescheid wissen...« Sie zieht das iPad unter ihrem Arm hervor und öffnet eine App. »Ihre Reservierung ist um acht, aber der Fahrer wird Sie um zwanzig vor sieben von zu Hause abholen.«

»Moment Mal«, sage ich. »Ich habe noch nicht einmal zugesagt.«

Sie rollt ihre Augen. »Nun kommen Sie schon. Es ist ja nicht so, dass Sie sich so eine Gelegenheit entgehen lassen wollten. Das *Nemea* ist für Monate im Voraus ausgebucht. Ich bin noch nie dort gewesen. Aber wie ich höre, ist es umwerfend. Sie haben so ein Glück! Und Sie sind so nett –

bitte entschuldigen Sie meine Offenheit. Es wird das perfekte Date werden.«

»Schauen Sie, ich weiß, dass Sie *glauben*, dass Mr. Stonehart mich dort treffen möchte«, versuche ich, sie zu überzeugen, »aber ehrlich gesagt, nach der Art und Weise, wie er mich weggeschickt hat, bin ich mir ziemlich sicher, dass er mich nicht wiedersehen will.«

Oder ich ihn.

»Nein, nein, nein. Sie müssen verstehen, Miss Ryder. Mr. Stonehart ist ein vielbeschäftigter Mann. Er hat mich gebeten, Sie anzurufen, um das heutige Treffen zu arrangieren. Ich arbeite erst seit einigen Wochen hier, aber ich weiß, heute *Morgen* stellte nur eine Gelegenheit für ihn dar, Ihre Persönlichkeit abzuschätzen. Für das Essen heute Abend hat er sich *wirklich* Zeit für Sie genommen. Wenn er Sie nicht wiedersehen wollte«, fügt Sie verschwörerisch hinzu, »hätte er Sie durch den Haupteingang des Büros hinausgeschickt.«

»Sie waren also nur hier draußen, um auf mich zu warten?«, frage ich. »Wer benutzt sonst noch diesen

Aufzug?«

»Nur Mr. Stonehart.«

»Warum ist Ihr Schreibtisch dann hier?«

Die Augen des Mädchens richten sich auf ihre Füße.

»Mr. Stonehart zieht es vor, dass seine Sekretärinnen ein wenig Privatsphäre haben, solange sie sich noch in der, eh... Ausbildung befinden.«

Ein unangenehmer Schauer läuft mir den Rücken hinunter. Ich habe einen starken Verdacht, über welche Art von Ausbildung sie spricht.

»Aber egal«, wird sie plötzlich wieder munter. »18:40 Uhr heute Abend. Vergessen Sie es nicht. Der Fahrer wird auf Sie warten. Oh, und es gibt eine Kleiderordnung...« Sie schweift ab. »Hier, ich werde es Ihnen aufschreiben.«

Sie läuft zu ihrem Schreibtisch zurück, und ich sehe keine andere Möglichkeit, als ihr zu folgen. Sie holt eine Visitenkarte aus der Schublade hervor und schreibt auf die Rückseite:

18:40 Uhr. Heute. Kleiderordnung: Professionell.

Sie strahlt, als sie mir die Karte reicht. Ich stecke sie in meine Jackentasche, ohne weiter darüber nachzudenken. Es ist ja nicht so, dass ich zu dumm wäre, um diese Anweisungen zu vergessen.

»Danke«, murmele ich. »Ich frage mich gerade, erwartet Mr. Stonehart diese Folgsamkeit von jedem, dem er begegnet?«

»Oh, ja«, nickt das Mädchen. »Jeremy bekommt immer, was er will.«

Kapitel Siebzehn

(Heute)

Jeremy.

Jeremy *Stonehart*.

Meine Hand zittert, als ich in die Tasche greife, die ich ganz vergessen hatte. Ich fühle die Ecken der Karte in der Dunkelheit.

Der Karte, die mir nicht hätte gegeben werden sollen.

Meine zitternden Daumen fühlen die leicht erhabenen Buchstaben seiner Unterschrift. Die Buchstaben, die sich in meinen Verstand eingebrannt haben, sind die gleichen wie die, über die ich meine Finger gleiten lasse:

J. S.

(Drei Wochen früher)

Ich eile hinter der Empfangsdame her, als sie mich durch ein Labyrinth von Tischen führt. Ich habe erst in letzter Minute entschieden, hierher zu kommen – und auch erst, *nachdem* ich gesehen hatte, dass die schwarze Limousine unten auf mich wartete.

In der Tat war ich den ganzen Tag über sicher gewesen, dass ich Stonehart versetzen würde.

Ich habe meine Meinung nicht aus Neugier, sondern aus Verzweiflung geändert. Heute ist der letzte Abend, an dem ich in das Apartment betreten darf. Morgen werde ich hinausgeworfen und habe bisher nur einen halbfertigen Plan, was ich als nächstes tun werde.

Vielleicht hat Stonehart noch etwas anderes zu bieten als bloße Arroganz.

Ich sehe ihn allein in einer abgelegenen Ecke. Seine Augen sind dunkel, sein Gesichtsausdruck grimm. Er würdigt mich keines Blickes, als ich mich zu ihm setze.

»Kann ich Ihnen...«, beginnt die Empfangsdame.

»Nein«, bellt Stonehart. Sein Ton lässt die Empfangsdame schlucken, und sie wendet sich ab.

»Sie sind zu spät«, faucht er mich an.

»Ihr Fahrer —«

»War um genau 18:40 vor Ihrer Tür.« Stoneharts gesamter Körper ist wie eine aufgezogene Feder. Er lässt mich unbehaglich hin und her zappeln. »Sie sind um 18:58 in den Wagen eingestiegen. *Achtzehn Minuten*, Lilly. Genauso lange habe ich hier auf Sie gewartet.«

Ich werfe einen kurzen Blick auf meine Uhr. Sie zeigt sechs Minuten nach acht. »Die Reservierung war für acht...«, beginne ich.

»Damit sind Sie immer noch zu spät«, schnappt Stonehart. »Präzision ist wichtig für mich. Wissen Sie, auf wie viele Menschen ich in den letzten zehn Jahren so lange gewartet habe, wie gerade auf Sie?« Er schaut nach oben, und seine dunklen Augen brennen voller Zorn, wie ich es noch nie in einem anderen menschlichen Wesen gesehen habe. Es überrascht mich, wie wenig davon in seiner Stimme zu hören ist.

Dieser Kontrast zwischen seinem Blick und seinem Verhalten, kalt wie Eis, ängstigt mich.

»Ich –«

»Zwei«, antwortet er. »Zwei Menschen. Weniger als die Finger, die ich an einer Hand habe.« Er hält seine linke Hand vor sein Gesicht und dreht sie hin und her.

Ohne Vorwarnung knallt er sie auf den Tisch. Ich schnelle hoch, und er wallt auf.

»Es scheint, dass ich mich in Ihnen getäuscht habe«, sagt er und beginnt, davon zu gehen.

Verzweifelt strecke ich meine Hand aus und ergreife seinen Ärmel. »Warten Sie«, sage ich. »Bitte.«

Stonehart blickt auf mich herab. Er lächelt höhnisch. Dann entreißt er mir seinen Arm und geht davon.

Ich sinke in meinem Sitz zusammen. So ein *Schwachsinn*! Er hat mir nicht einmal eine Chance gegeben, mich zu rechtfertigen! Was für ein psychotischer Mann wartet zwanzig – nein, »achtzehn« - Minuten, nur um in dem Moment zu gehen, wenn sein Gast eintrifft?

»Miss?« Ein Kellner unterbricht meine Gedanken.

»Der Herr hat Wein bestellt?«

Bevor ich ein Wort sagen kann, schenkt der Kellner zwei Gläser ein. Eines steht auf Stoneharts Seite des Tisches, das andere steht vor mir.

Ich seufze und erhebe mein Glas. Das Aroma des Weines ist beruhigend. Ich nehme einen kleinen Schluck.

Ich denke, ich bin nicht für diese Welt geschaffen.

Kapitel Achtzehn

(Heute)

Stonehart.

Der Bastard. Er ist es von Anfang an gewesen!

Wer sonst hätte die Macht und den Einfluss, all dies zu organisieren? Ich verfluche mich dafür, dass ich nicht schon früher an ihn gedacht habe. Seinetwegen verhungere ich. Seinetwegen *sterbe* ich.

Mein Kampf war umsonst. Wenn ich Stonehart wirklich wehtun will, wird mir dieses Verhalten nichts nützen. Vielleicht ist es ihm nicht klar, aber als wir uns an dem Morgen in seinem Gebäude getroffen haben, hat er mir die wertvollste Information überhaupt gegeben.

Er geht mit seinem Unternehmen an die Börse.

Er ist verletzbar.

Lass ihn glauben, dass er meinen Willen gebrochen hat.
Lass ihn glauben, dass ich schwach bin. Ich werde sein

krankes Spiel mitspielen. Ich werde diesen verdamnten Vertrag unterzeichnen.

Denn ich weiß, wenn die Zeit kommt, werde *ich* zuschlagen.

Und *ich* werde sein gesamtes Reich vernichten.

Epilog

(Einen Tag später)

Eine ältere Dame kommt herein, um mich zu waschen und zu kleiden. Ich weiß nicht, was sie denkt, als sie mich sieht, denn sie schweigt.

Als ich sauber, genährt und gekleidet bin, frage ich sie beiläufig: »Wann wird Mr. Stonehart mich empfangen?«

Der Ausdruck der Dame gerät ins Stocken. Sie lässt die Lumpen, die sie in der Hand hält, fallen und sieht mich an, wirklich *mich*, als wenn sie in mir den Menschen sehen könnte, der ich wirklich bin, anstatt die zerbrochene menschliche Hülle, die sie gestern Abend vorgefunden hat. Etwas Ähnliches wie Mitleid ist in ihren Augen erkennbar.

Ihre Gelassenheit schwindet nur für eine Sekunde. Sie hebt meine verschmutzte Kleidung auf und spricht mich förmlich an. »Mr. Stonehart wird über Ihre Bitte unterrichtet werden.«

Als sie hinauseilt, versuche ich, das wachsende
Lächeln auf meinen Lippen zu unterdrücken.

Ich sollte noch nicht wissen, dass er es ist.

Ein Punkt für Lilly Ryder.

Ende

***Enthüllungen, Teil 2 erscheint am 20. April
2014.***

Sie wollen die Veröffentlichung von Teil 2 nicht verpassen? Tragen Sie sich auf Scarlett Edwards *Mailingliste für neue Veröffentlichungen* ein (<http://eepurl.com/RUV5z>), und erfahren Sie als erstes von ihren neuen Büchern.

Sie werden *lediglich* eine E-Mail an dem Tag erhalten, an dem das Buch veröffentlicht wird. Mehr nicht.

Über Scarlett Edwards:



Mein erstes Buch habe ich im Februar 2013 als Studentin im zweiten Jahr geschrieben. Seither habe ich nicht mehr aufgehört.

Wenn Ihnen dieses Buch gefallen hat und Sie als erstes über meine zukünftigen und neuen Veröffentlichungen informiert werden möchten, können Sie sich hier auf meiner *Mailingliste für neue Veröffentlichungen* eintragen:

<http://eepurl.com/RUV5z>

Wenn Sie mit mir Kontakt aufnehmen möchten, ist es am besten, mir direkt eine E-Mail zu senden. Ich freue mich über die Meinung aller über meine Bücher und antworte auf alle E-Mails innerhalb weniger Tage:

scarlett@scarlettedwards.com

Herzlichen Dank!

Über *Enthüllungen*, Teil 2:

Das zweite Buch der Serie *Enthüllungen* erscheint am 20. April 2014. Es hat den Untertitel »Unterwerfung«.

Weitere Bücher der Serie werden einmal im Monat veröffentlicht.

Vielen Dank, dass Sie diese Reise mit mir angetreten haben. Ich hoffe, es war eine emotionale Erfahrung. *Enthüllungen, Teil 2* beschreibt die dynamische Kraft, die Lillys und Jeremys Beziehung definiert. Wird Stonehart bekommen, was er begehrt? Wird Lilly Rache nehmen können? Es gibt nur einen Weg, das herauszufinden...

Tragen Sie sich auf meiner *Mailingliste für neue Veröffentlichungen* ein, damit Sie das nächste Buch nicht verpassen:

<http://eepurl.com/RUV5z>

Mailingliste für neue Veröffentlichungen:

Möchten Sie als erstes über die Veröffentlichung meiner neuen Bücher informiert werden? Klicken Sie auf den folgenden Link, um sich auf meiner Mailingliste einzutragen, und verpassen Sie niemals meine neuen Bücher:.

<http://eepurl.com/RUV5z>